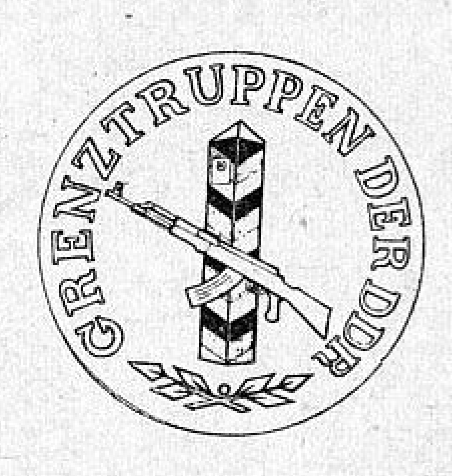



# Wo sie gefallen sind, stehen wir

Horst Liebig

Teil 1

Herausgeber: Politische Verwaltung der Grenztruppen der DDR
1983

Horst Liebig

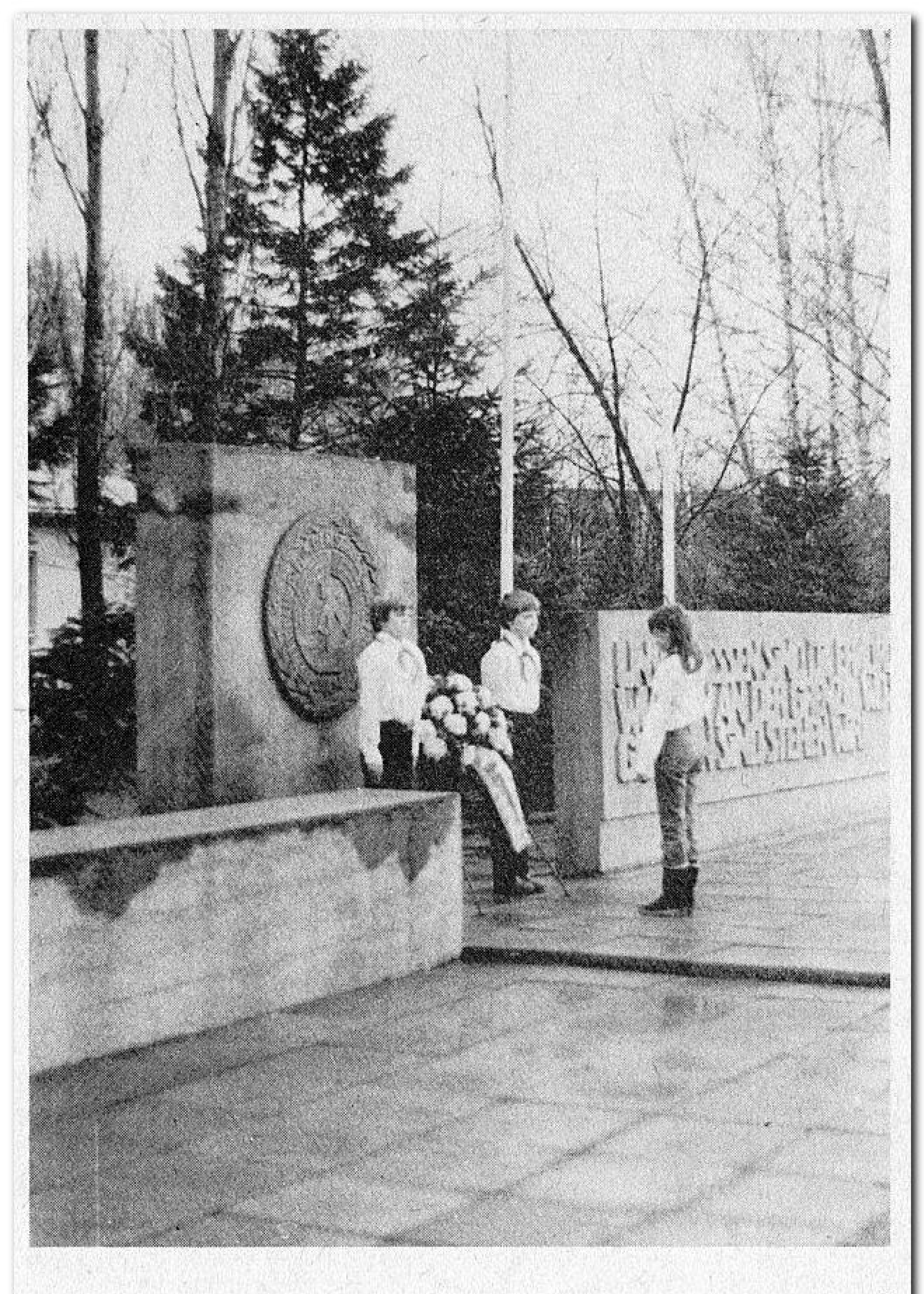
# Wo sie gefallen sind, stehen wir

## Aus den Kampftraditionen der Grenztruppen der DDR

Teil 1

---

Herausgeber: Politische Verwaltung der Grenztruppen der DDR
1983



## Unvergessen sind

Unvergessen sind,
die ermordet wurden
an dieser Grenze.

Eingemeißelt den Steinen,
dauern die Namen,
eingeprägt dem Gedächtnis,
leben die Bilder.

Wo sie gefallen sind,
stehen wir.
Was sie liebten,
lieben wir inniger.
Was sie haßten,
hassen wir heftiger.
Wofür sie starben,
leben wir.

Unvergessen sind,
die ermordet wurden.
Unvergessen die Mörder!

Helmut Preißler

# Inhaltsverzeichnis

# Klassenauftrag Grenzsicherung

Ein jeder souveräne Staat hat das elementare Recht zur Sicherung seiner Staatsgrenzen, die das Territorium, das seiner Gebietshoheit unterliegt, umschließen und vom Gebiet anderer Staaten oder vom offenen Meer abgrenzen. So auch die Deutsche Demokratische Republik. Die Gewährleistung der Unantastbarkeit der Staatsgrenzen entspricht dem geltenden Völkerrecht. Während die Grenzen zu unseren östlichen und südöstlichen Nachbarn – den Brudervölkern der Volksrepublik Polen und der CSSR – Grenzen sind, die nicht mehr trennen, sind die Grenzen zur BRD und zu Westberlin durch grundsätzlich andere Merkmale charakterisiert. Denn Grenze ist nicht gleich Grenze für unser Land. Entscheidend ist doch immer, wer auf der anderen Seite steht, das politische System, das der Mann hinter dem Schlagbaum repräsentiert.

Bei jedem Wetter, ob die Sonne scheint, der Regen rinnt oder der Sturm heult, rund um die Uhr stehen Soldaten an den Grenzen unseres Landes auf Wacht. Sie sind am grünen Ärmelstreifen „Grenztruppen der DDR" leicht zu erkennen.

Über mehr als 2800 Kilometer erstreckt sich die Grenze der Deutschen Demokratischen Republik. Unweit des kleinen Dorfes Pötenitz unmittelbar an der Ostseeküste steht die Grenzsäule Nummer 1. Schwarz-rot-gold und das metallne Schild mit Hammer, Zirkel und Ährenkranz. Die Kette der Grenzsäulen zieht sich unübersehbar an der Grenze zur BRD bis ins Vogtländische, wo sie schließlich in der Nähe des Ortes Pabstleithen mit der Grenze zur CSSR zusammentrifft. Diese Säulen markieren für alle die Grenzen unseres Landes gegenüber seinen Nachbarn.

Die Streifen und Patrouillen der Grenztruppen der DDR ziehen das Elbe- und Werraufer entlang, erklimmen die steilen Hänge des Harzes, durchstreifen Mecklenburgs Buchenwälder, klettern über die rauhen Kuppen der Hohen Rhön und schützen Thüringens fruchtbare Auen. Sie besetzen moderne Beobachtungstürme in den weiten Ebenen der Altmark und getarnte Postenstände in den vogtländischen Bergen, sichern das Saaletal und hüten das Heldburger Ländchen. Am Brandenburger Tor, im Herzen der Hauptstadt unserer Republik, stehen sie und an den Ufern der Havel und Spree. Auf dem Kamm des Erzgebirges und an Oder und Neiße überwachen sie die Grenzen zu unseren Verbündeten. Die Hubschrauber der Grenztruppen sichern im grenznahen Luftraum.

Allerorts und zu jeder Stunde, wo auch immer Spione, Agenten und Provokateure das Territorium der DDR zu betreten versuchen, wo Grenzverletzer – gleich welcher Couleur – die Staatsgrenze überwinden wollen, erwartet sie unvermeidlich ein Zusammenstoß mit den Soldaten der Grenztruppen der DDR.

Viele Soldatengenerationen stehen seit Jahrzehnten an der Grenze zur BRD und Westberlin, einer Grenze, die Welten trennt und unwiderruflich das Gestern vom Heute und Morgen scheidet. Ein Zaun, eine Mauer und mitunter nur ein weißer Strich machen hier deutlich, wo den Feinden des friedlichen Lebens für alle Zeiten die Grenze ihrer Macht gesetzt ist. Doch unsere westlichen Nachbarn – BRD und Westberlin – wollen noch immer nicht wahrhaben, daß ihre Macht an unseren Grenzsäulen endet.

Die Grenztruppen der DDR sichern die Unantastbarkeit der Staatsgrenze, verhindern Grenzdurchbrüche sowie die Ausdehnung von Provokationen auf unser Staatsgebiet und erfüllen zuverlässig im Zusammenwirken mit der Nationalen Volksarmee und den anderen Schutz- und Sicherheitsorganen alle Aufgaben zur militärischen Sicherung und Verteidigung der Staatsgrenze, der Souveränität und der territorialen Integrität der DDR. Das ist ihr Auftrag, ein Auftrag ohne Wenn und Aber, eine Verpflichtung, die stets den ganzen Mann fordert.

Im Bericht des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands an den X. Parteitag der SED wird gesagt: „... die Grenztruppen der DDR ... haben den Auftrag des IX. Parteitages ehrenvoll erfüllt." Es heißt dann weiter: „Für unsere Nationale Volksarmee und die Schutz- und Sicherheitsorgane ist es auch bei der Weiterführung der sozialistischen Revolution Klassenauftrag, die sozialistische Ordnung und das friedliche Leben der Bürger der DDR und aller Staaten der sozialistischen Gemeinschaft gegen jegliche Angriffe der aggressiven Kräfte des Imperialismus und der Reaktion zu schützen, die Souveränität der DDR, ihre territoriale Integrität, die Unverletzlichkeit ihrer Grenzen und ihrer staatlichen Sicherheit zu gewährleisten."

Diese verantwortungsvolle Aufgabe zeigt sich für die Grenzsoldaten als notwendiger Waffendienst im Frieden für den Frieden. Er ist zugleich internationalistischer Auftrag. Denn die Staatsgrenze der DDR zur BRD und Westberlin ist Trennlinie zwischen Sozialismus und Imperialismus. An dieser Grenze stoßen die Gegensätze und Widersprüche der beiden

sozialpolitischen Systeme hart aufeinander. Die Grenze ist hier Scheidelinie zwischen den beiden mächtigsten Militärkoalitionen unserer Tage – dem Warschauer Vertrag als Verteidigungspakt der sozialistischen Staatengemeinschaft und der NATO, als Instrument imperialistischer Aggression – am neuralgischsten Punkt der Nachkriegsgeschichte. Herrschen hier Ruhe und Ordnung, ist das nicht nur für den Frieden in den beiden deutschen Staaten, sondern in der ganzen Welt von Bedeutung. Wenn in den letzten Jahrzehnten der Frieden in Europa erhalten wurde, haben daran auch die Soldaten der Grenztruppen ihren Anteil.

Ihr Grenzdienst ist Dienst mit der Waffe gegen einen Feind, der erfahren und hinterhältig ist, der nichts unversucht läßt, die Grenzposten zu provozieren, die Grenze zu überwinden oder andere Gewalttaten vom Zaune zu brechen. All das geschieht in der bewußten Absicht, herauszufordern und zu verunsichern, letztendlich zu erkunden, was sich die andere Seite alles bieten läßt. Grenzverletzungen, Zwischenfälle und Unruhe im Grenzgebiet sollen etwas Alltägliches, völlig Normales sein, um die Wachsamkeit einzuschläfern und Spielraum für noch weitergehende Provokationen zu gewinnen.

Es werden Grenzsicherungsanlagen zerstört, Sprengsätze gezündet und Schüsse auf unsere Posten abgefeuert. Von den Grenzsäulen wird das Staatsemblem abgerissen. An dieser Grenze starben Soldaten – nicht im Kriege, sondern hinterrücks erschossen, heimtückisch erschlagen, feige ermordet. Die Geschichte der Grenztruppen kennt viele Beispiele dafür. Die Geschichte lehrt: Grenzen – das sind in den Plänen der Imperialisten Möglichkeiten, Spannungen nach Belieben anzuheizen. Grenzen sind für die Imperialisten geeignet, Vorwände zu liefern für den kalten und auch den heißen Krieg. Diese Gefahr kann und darf nicht negiert werden. Im Gegenteil, das ist für die Grenzsoldaten der DDR hinreichender Anlaß, stets auf der Hut zu sein.

Der Feind hat an der Grenze unterschiedliche Gesichter. Da ist der Bundesgrenzschutz, in salopper Dienstbekleidung, mit Dienstgraden der Polizei ausgestattet, leger in Haltung und Auftreten und betont „harmlos“, tatsächlich jedoch eine militärische Elitetruppe, straff organisiert, hart gedrillt, modern bewaffnet und bestens ausgerüstet. Der BGS ist „NATO-Späher im Vorfeld“, „Truppe des ersten Schusses“ und „Zünder zum Konflikt“. Provokationen organisierend, Grenzverletzern Schützenhilfe gebend und als Einpeitscher auf Anti-DDR-Versammlungen an der Grenze agierend, präsentiert sich der BGS unseren Grenzsoldaten.

Dann ist da der Grenzzolldienst der BRD und Westberlins, Kontakt suchend, Lücken ausspähend, auch dort aktiv, wo es weder Schmuggel noch etwas zu verzollen gibt. Nicht weniger gefährlich und in gleicher Weise handelnd, die Bayrische Grenzpolizei und die Westberliner Polizei.

Oft handeln BGS und GZD Seite an Seite mit NATO-Soldaten, die kriegsmäßig und herausfordernd in Erscheinung treten, das Terrain für geplante Aktionen sondierend. Da ist der professionelle Grenzverletzer, ausgeschickt von Geheimdiensten, besoldet von Dunkelmännern, die mit Grenzzwischenfällen im trüben fischen wollen. Sie besorgen auch das schmutzige Geschäft der imperialistischen Massenmedien und liefern für ein paar Silberlinge Stoff für antikommunistische Schauermärchen. „Seriöse Herren" und „leichte Damen" winken lächelnd, während notorische Revanchisten vor massenweise herangeschafften „Grenzlandfahrern" aufputschende Reden halten. Da wird harmlos-jovial dem „Kameraden auf der anderen Seite" ein Gruß hinübergerufen, und ein anderes Mal wird derselbe unflätig beschimpft oder mit lauerndem Grinsen versucht, den Grenzer zum Verrat zu verleiten.

Da ist schließlich der Verführte und Verhetzte, der – gleich aus welchen Beweggründen, gleich aus welcher Richtung, gleich auch mit welchen Mitteln und Methoden – die Grenze gewaltsam durchbrechen will und dabei sein Leben und das Leben anderer verbrecherisch aufs Spiel setzt. So unterschiedlich auch das Gesicht des Feindes an der Staatsgrenze ist, so unterschiedlich sind auch seine Anschläge auf die Unverletzlichkeit der Staatsgrenze.

Diesen Anschlägen und ständigen Provokationen steht der Grenzposten gegenüber. Nie darf seine Aufmerksamkeit nachlassen, nichts darf seinen Blicken entgehen, immer muß er bereit und fähig sein, dem Gegner entschlossen und konsequent entgegenzutreten. Meist sind der Postenführer und sein Posten auf sich allein gestellt. In Sekundenschnelle müssen sie Entschlüsse fassen, Entschlüsse von politischer Tragweite. Nicht zulassen, daß der Feind auf das Territorium der Republik vordringt und seine friedensgefährdenden Provokationen ausweitet, das Leben und Gut der Grenzbevölkerung schützen und immer den Feind mit angemessenen Mitteln in die Schranken weisen, das verlangt vom Grenzsoldaten ein Höchstmaß an politischem Verantwortungsbewußtsein, Selbständigkeit, Entscheidungskraft und militärischer Meisterschaft. Mut verlangt der Grenzdienst und die ständige Bereitschaft, mit aller Entschiedenheit –

und wenn es sein muß unter Einsatz des eigenen Lebens – den Feind abzuwehren. Die jahrzehntelange Praxis beweist es: Die Grenzsoldaten sind diesem hohen Anspruch gewachsen.
Bis in das Jahr 1946 reichen Geschichte und Kampftraditionen der Grenztruppen der DDR zurück. In dieser Geschichte künden viele Seiten vom Ruhm und dem unvergleichlichen Heldenmut der Grenzsoldaten.
Ein besonderes Kapitel ist den an der Staatsgrenze der DDR ermordeten Genossen gewidmet. Lang ist die Liste derer, die für den zuverlässigen Schutz der Grenze unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates ihr junges Leben gegeben haben. Ermordet im Auftrag jener, denen von Anbeginn diese Grenze ein Dorn im Auge ist, weil sie ihnen die Grenze ihrer Macht aufzeigt.

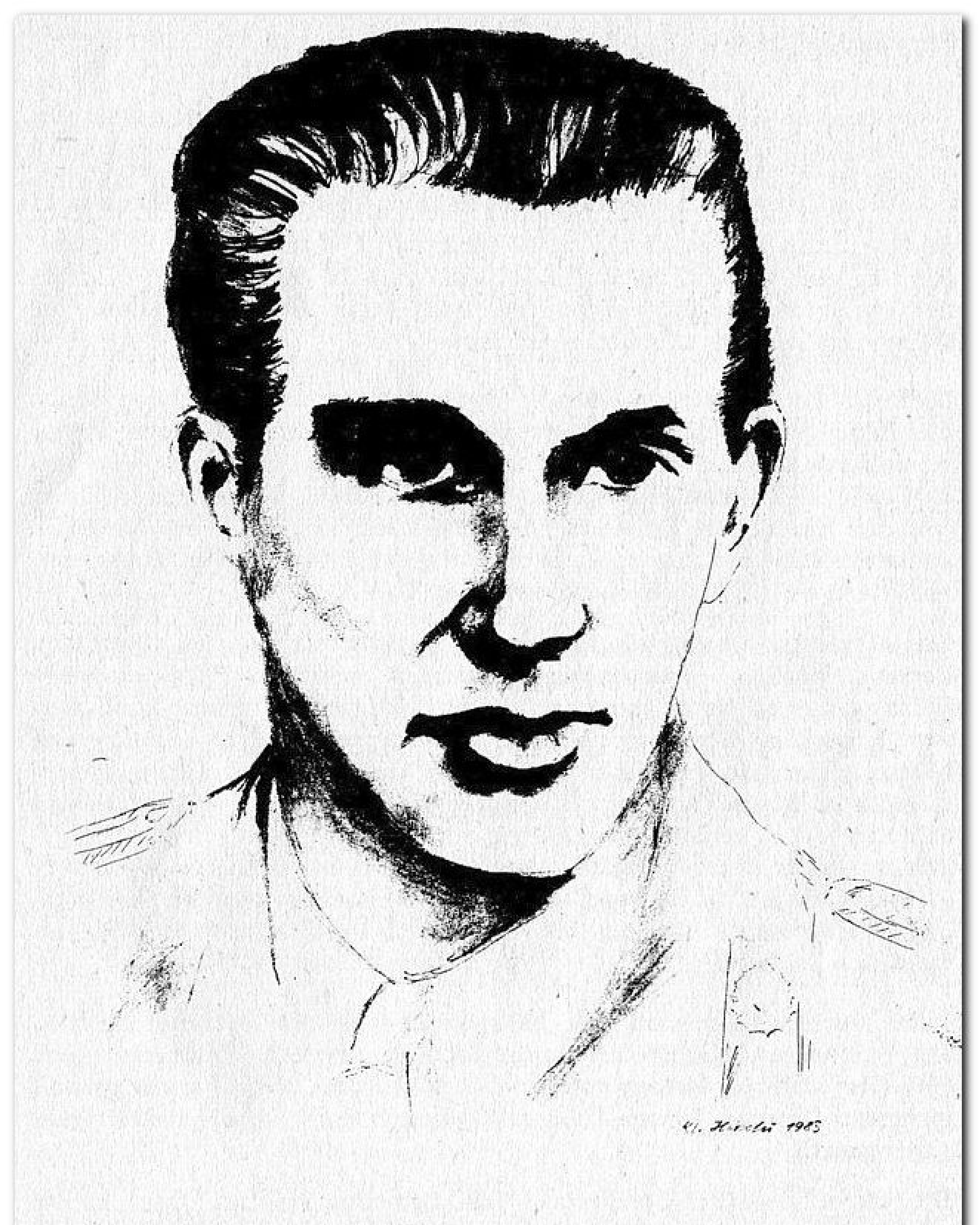
Unübersehbar auch hier die Blutspur und die Schuld des Imperialismus.

Die ermordeten Grenzsoldaten stehen in den Reihen derer, die in den nationalen und internationalen Klassenkämpfen, vor allem in den bewaffneten Kämpfen der Arbeiterklasse mit der Reaktion, dem grausamen Wüten der Konterrevolution zum Opfer fielen.

Sie sind Helden unserer sozialistischen Revolution. Ihrer Arbeiter-und-Bauern-Macht treu und fest verbunden, setzten sie ihr Leben für den Sozialismus ein.

Das Andenken an die ermordeten Grenzsoldaten ist republikweit lebendig. Ihre Namen tragen Pionier- und FDJ-Organisationen, Kollektive in Betrieben und Institutionen. Nach ihnen sind Schulen und Straßen benannt. Sportliche Wettkämpfe machen ihre Namen unvergänglich. Liebevoll gepflegte Grab- und Gedenkstätten halten die Erinnerung wach.

Ihr Vermächtnis ist vor allem den Grenztruppen der DDR ehrenvolle Verpflichtung. In ihrem Geist kämpfen sie, ringen um hohe Ergebnisse im sozialistischen Wettbewerb und schützen zuverlässig die Staatsgrenze der DDR.



Wachtmeister GERHARD HOFERT

geboren 2. 2. 1924 ermordet 3. 8. 1949

## Das erste Opfer

Wir schreiben das Jahr 1949. Die Kernfrage nach dem Krieg – was für ein Deutschland entstehen sollte – hatte sich in diesem Jahr immer mehr zugespitzt. Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands ließ wahrlich nichts unversucht, um die drohende Errichtung eines imperialistischen Separatstaates in den damaligen Westzonen zu vereiteln, die Bedingungen für eine einheitliche deutsche demokratische Republik zu schaffen und das ganze deutsche Volk auf den endgültigen Weg des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus zu führen.

Doch die imperialistische deutsche Bourgeoisie setzte alles daran, durch die Bildung eines Separatstaates ihren fortgesetzten nationalen Verrat zu vollenden. Diese Kräfte spalteten Deutschland aus Furcht vor dem historischen Herrschaftsanspruch der deutschen Arbeiterklasse und scheuten die offene, politische Auseinandersetzung mit der geeinten Arbeiterklasse und den anderen fortschrittlichen Kräften in einem einheitlichen, antifaschistisch-demokratischen Staat.

Das alles wirkte sich auch auf die Lage an der Grenze, der damaligen Demarkationslinie, zwischen der sowjetisch besetzten Zone und den Westzonen aus. Noch immer zogen viele Menschen heimat- und verwandtensuchend über die Grenze. Schwarzhandel und Schiebertum blühten. Hier und da trieben Banden ihr Unwesen. Grenzführer schleusten illegal Menschen über die Demarkationslinie, die von sowjetischen Soldaten – unterstützt von Kräften der Deutschen Grenzpolizei – gesichert wurde. Betriebseinrichtungen wurden heimlich in die Westzonen verlagert. Faschistische und dem demokratischen Aufbau feindlich gegenüberstehende Elemente versuchten, sich durch Flucht ihrer Verantwortung zu entziehen.

Vom Juni 1948 bis zum Juli 1949 wurden an der Demarkationslinie 214 Spione und Saboteure sowie 2418 kriminelle Verbrecher und 668 Großschieber festgenommen. Dabei wurden 1513 Fahrzeuge mit mehreren Dutzend Tonnen Lebensmitteln und wertvollen Industriewaren sichergestellt.

Die imperialistische Spaltungs- und Spannungspolitik, ihre immer schroffere Abkehr von den grundlegenden Bestimmungen des Potsdamer Abkommens, kennzeichnete die Lage an der Demarkationslinie, die infolge dieser friedensfeindlichen Machenschaften zu einer regelrechten und auch trennenden Grenze wurde. Immer stärker traten von imperia-

listischen Agenturen gesteuerte und von diversen westlichen Geheimdiensten inszenierte politische Provokationen, gefährliche Störaktionen und subversive Handlungen in den Vordergrund.

Kriminelle Subjekte und politisch deklassierte Elemente verdingten sich für acht Groschen, um die Bürger in den Grenzgebieten in Unruhe zu versetzen und zu terrorisieren. Angehörige der westlichen Besatzungsmächte leisteten dabei oft Schützenhilfe. Schon seit 1948 gingen westliche Besatzungstruppen und westdeutsche Polizei – in deren Reihen viele ehemalige Faschisten dienten – zu offenen Provokationen an der Grenze über. Nicht selten fuhren Besatzer mit Panzern oder Schützenpanzerwagen in voller Fahrt auf unsere Grenzposten zu, stoppten kurz vor der Grenze und bedrohten die diensttuenden Grenzpolizisten mit der Waffe. Mehr als einmal versuchten damals US-Soldaten und britische Militärangehörige die Grenzsicherungskräfte der sowjetischen Besatzungszone herauszufordern und Schußwechsel zu provozieren. In dieser Zeit fielen auch die ersten Schüsse von westlicher Seite, und die Grenzposten hatten erste Verwundete zu beklagen. Am 13. April 1949 inszenierte US-Soldateska einen schwerwiegenden Zwischenfall. Sie wollten wider allen Recht und Gesetz sieben Grenzpolizisten festnehmen und gewaltsam auf westliches Territorium verschleppen. Nur dem besonnenen und mutigen Verhalten von zur Hilfe eilenden Grenzpolizisten, die sich weder durch die auf sie gerichteten Maschinengewehre noch durch abgefeuerte Schüsse einschüchtern ließen, ist es zu danken, daß dieser Grenzzwischenfall nicht zur beabsichtigten Verschleppung nach US-Texas-Art führte.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Diese Provokationen, bewaffneten Übergriffe und die oftmals hinterhältigen Zwischenfälle ermunterten natürlich die verbrecherischen Subjekte, die im Grenzgebiet diesseits und jenseits der Grenze im trüben fischten und ihr Unwesen trieben.

Am 3. August 1949 war es.

Der Volkspolizeiwachtmeister Gerhard Hofert, Grenzkommando Schlagbrügge, hatte seine Sachen schon gepackt, denn er wollte in Urlaub nach Fürstenberg, Kreis Neustrelitz, fahren. Er freute sich seit Tagen darauf, lag doch eine anstrengende, schwere Zeit des Grenzdienstes hinter ihm. 12 bis 14 Stunden währten oft die Streifengänge an der Grenze. Die Abschnitte, die die Grenzpolizisten zu sichern hatten, waren 10 bis 15 Kilometer lang. Genosse Hofert freute sich vor allem neben der bevorstehenden Ruhe und Erholung auf seine Familie. Seine Frau Lilli und der zweieinhalbjährige Sohn Helmut warteten schon sehnsüchtig auf Mann und Vater.

Wenn man Gerhard Hoferts Schicksal bis dato kannte, kann man sich auch recht gut vorstellen, was ihm, dem 25jährigen Grenzpolizisten, Heim und Familie bedeuteten.

Im Jahre 1924 als Sohn eines Schriftsetzers geboren, lernte er schon als Kind die „Segnungen" der kapitalistischen Gesellschaft kennen. Seine Mutter war früh gestorben. Die Großeltern erzogen ihn zu einem aufrechten, ehrlichen Menschen. Als die Nachricht eintraf, daß sein Vater gefallen sei, erschütterte ihn das tief. Schweren Herzens und voller banger Sorge ließen die Großeltern den 1944 zur faschistischen Wehrmacht gepreßten 20jährigen jungen Mann ziehen.

In der faschistischen Armee lernte er Schrecken und Elend eines mörderischen Raubkrieges kennen. Er wurde verwundet. Kurz vor Kriegsende faßte er einen folgenschweren Entschluß. Er wußte, das konnte ihm Kopf und Kragen kosten. Dennoch, er verließ die faschistische Truppe und fuhr zu seinen Großeltern. Dort entledigte er sich der verhaßten Uniform und versenkte sie in einem See. Er selbst versteckte sich in einem Fischerkahn. Die nach ihm ausgeschickten Schergen der Feldgendarmerie suchten vergeblich und mußten ohne Erfolg von dannen ziehen.

Nachdem der Krieg vorbei war, wohnte Gerhard Hofert wieder in Fürstenberg, in seiner Heimatstadt. Dort arbeitete er als Schlosser. Bald machte der aufgeschlossene Arbeiter die Bekanntschaft von Kommunisten, die auch hier an der Havel als Aktivisten der ersten Stunde am Wiederaufbau tätig waren. Viele Fragen hatte Gerhard Hofert. Geduldig erläuterten ihm die Genossen die Probleme der künftigen Entwicklung in unserem Land und rieten, er solle sich doch einmal mit marxistisch-leninistischer Literatur beschäftigen. Er folgte diesem Rat. Gerhard Hofert begann zu lesen und schließlich den Marxismus-Leninismus zu studieren. Eine neue Welt tat sich da für ihn auf. Auf seine Fragen fand er manche Antwort. Nicht alles verstand er sofort. Vieles blieb noch unklar. Aber eines hatte er verstanden, Faschismus und imperialistischer Krieg dürfen sich nicht wiederholen.

Dafür setzte er damals seine Kraft ein. Als Jugendfunktionär arbeitete er aktiv unter seinen Freunden, fuhr auf die Dörfer zur Agitation. In einem Chor sang er Jugend- und Kampflieder. Dieser Chor wurde vom Schriftsteller Alfred Wellm geleitet. Allmählich reifte in ihm der Entschluß, Mitglied der Partei der Arbeiterklasse zu werden. Er ging zum Bürgermeister Runge und bat diesen, die Bürgschaft für seinen Eintritt in die SED zu übernehmen. Seine Aufnahme in die Partei erfolgte 1946 im Versammlungslokal der Partei „Unter den Linden" in Fürstenberg/Havel.



Auf Grund der gefährlichen Entwicklung, die sich im Westen Deutschlands anbahnte, forderten ihn seine Genossen auf, er möge sich dem bewaffneten Schutz der Grenze zur Verfügung stellen. Gerhard Hofert zögerte nicht lange und sagte zu. Im März 1949 trat er seinen Dienst bei der damaligen Deutschen Grenzpolizei in Mecklenburg an. Nach einem kurzen Einweisungslehrgang wurde der Volkspolizeiwachtmeister Hofert in das Grenzkommando Schlagbrügge zum Dienst an die Grenze versetzt. Tag für Tag versah hier der junge Kommunist seine verantwortungsvolle Pflicht. Bei seinen Genossen war er beliebt, zeigte er doch immer große Einsatz- und Hilfsbereitschaft.

In den Sommertagen des Jahres 1949 trieb sich in der Gegend von Schlagbrügge eine Person herum, die die Einheimischen Michels nannten. Es war die Rede, er käme von drüben aus dem Westen, und was er eigentlich wolle, blieb vielen rätselhaft. In den Kneipen der umliegenden Dörfer kreuzte er öfters auf, hielt manchen frei und bot dabei freigebig englische Zigaretten an. In seine Gespräche mit den ansässigen Bauern flocht er meist die Aufforderung ein, die Ernte nicht an die „Roten" abzuliefern. Besser sei es, sie auf dem schwarzen Markt abzusetzen, damit der „Rubel rollt", wie er hämisch bemerkte. Ein bevorzugtes Thema von Michels waren die Volkspolizisten, die als Grenzer dienten. Gegen sie hetzte und geiferte er, wo er nur konnte. „Der Kommissar, der Kurt Foppke, ist der Schlimmste", zischte und wetterte Michels. „Wenn wir den los wären, würde hier wieder Ruhe sein. Wenn da einer einen Weg wüßte, dem könnte ich drüben manche Tür öffnen." So versprach es der Agent Michels, denn er stand im Sold des britischen Geheimdienstes.

Kurt Foppke aber war der Politstellvertreter des Grenzkommandos Schlagbrügge, und sein Genosse Gerhard Hofert hielt große Stücke auf ihn.

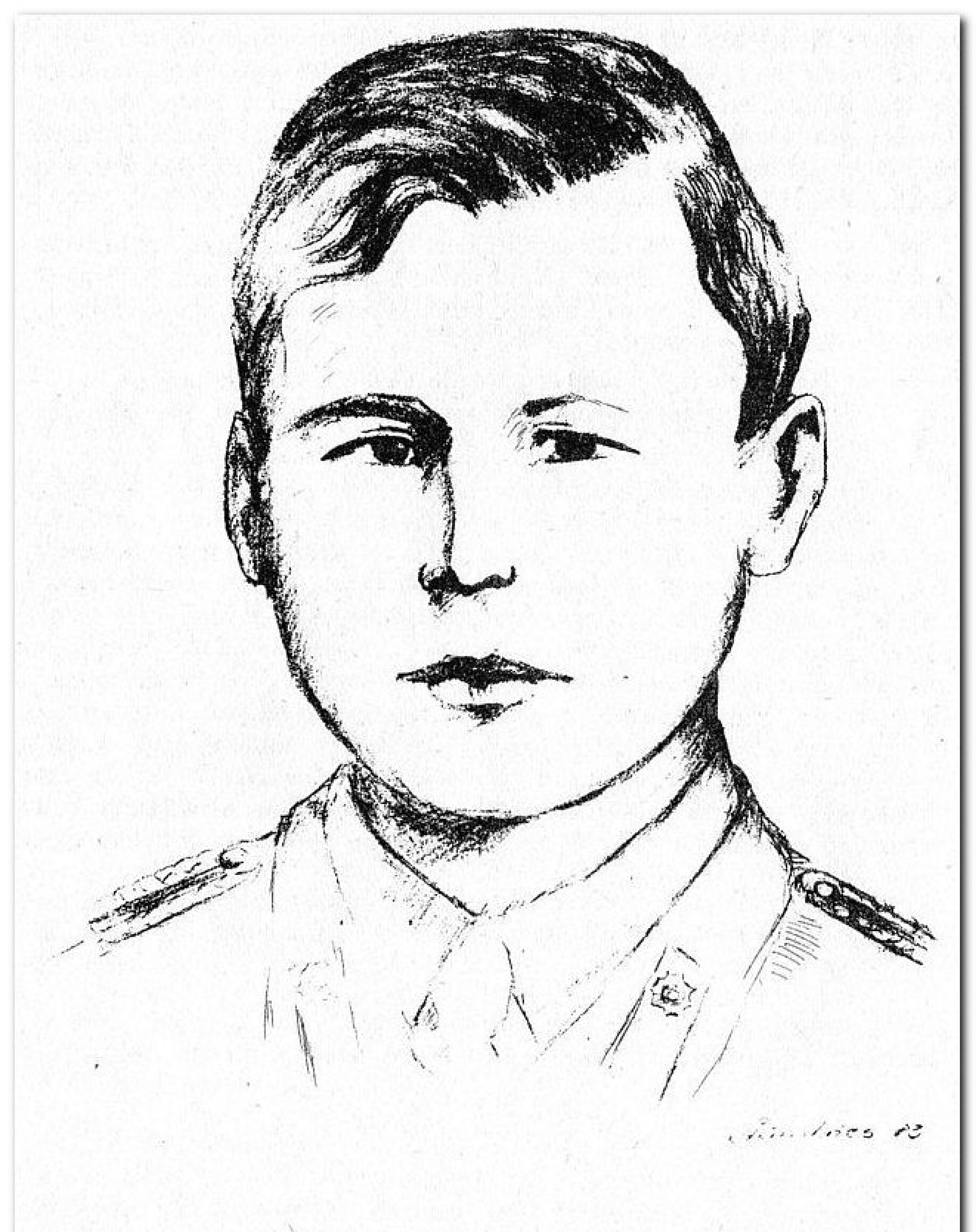
In dem Moment, am 3. August 1949, als Wachtmeister Hofert seinen verdienten Urlaub antreten wollte, kam von der Grenze die Meldung, „Michels sei wieder auf dem Wege!"

Genosse Hofert zögerte nicht lange. Er sagte entschlossen zu seinen Genossen, „das muß ein Ende haben!" Er griff zur Waffe und ging mit ihnen an die Grenze. Es dauerte nicht lange, und er gewahrte einen Mann. Wachtmeister Hofert beobachtete ihn und stellte fest, nach der Beschreibung konnte diese männliche Person nur Michels sein. Entschlossen trat er dem Agenten entgegen. Der forderte ihn aber auf: „Komm mit rüber, los! Schmeiß die Knarre weg!" In Gerhard Hofert

schoß die Wut hoch. Er packte mit geübtem Griff den Mann, der wirklich Michels war. Die Wachtmeister Präger und Wenzel kamen dazu, wollten helfen. In dem Handgemenge zog Michels eine Pistole aus der Tasche und schoß gezielt auf Hofert. Tödlich getroffen brach Gerhard Hofert zusammen. Die Grenzpolizisten überwältigten den Mörder und führten ihn ab. Michels wurde seiner gerechten Strafe zugeführt.

Tage später erhielt Frau Lilli Hofert den letzten Brief ihres ermordeten Mannes und las unter Tränen: „Kann mein Süßer schon besser sprechen? Muß jetzt schließen, denn es kommen schon wieder welche, die versuchen, über die Grenze zu kommen."

In seiner Heimatstadt Fürstenberg wurde Genosse Hofert beigesetzt. Die Produktionsgenossenschaft Schlagsdorf unweit von Schlagbrügge trägt seinen Namen.



**Wachtmeister FRITZ OTTO**

geboren 22. 10. 1923 ermordet 1. 9. 1949

## Der letzte Urlaub

In der reizvollen Landschaft des Lausitzer Berglandes liegt inmitten grüner Hügel und Berge, eingebettet in Felder und Wälder, die kleine Stadt Neukirch. Hier erblickte im Oktober 1923 Fritz Otto das Licht der Welt, die in jener Zeit kleiner Leute Kind nicht gerade freundlich gesinnt war. Umsorgt von seinen Eltern wuchs Fritz Otto zu einem tüchtigen, fleißigen Arbeiter heran. Meist war er in der Landwirtschaft beschäftigt. Hier hätte er so recht und schlecht sein Auskommen für die Dauer seines Lebens gehabt. Doch die Herrschenden in Deutschland hatten für die Söhne der Arbeiter und Bauern anderes vorgesehen. Sie sollten für die Monopolisten und Junker die Welt erobern, um diesen den Profit zu sichern.

So wurde 1941 auch Fritz Otto zur faschistischen Wehrmacht gezogen. In vier Jahren lernte er auf vielen Kriegsschauplätzen die furchtbaren Schrecken des Krieges zur Genüge kennen. Der Krieg ging an dem jungen Landarbeiter nicht spurlos vorbei. Mehrmals verwundet, geriet er schließlich 1945 in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Diese Erlebnisse hinterließen bei ihm Erkenntnisse und Einsichten, die ihn dazu bewogen, nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft mit zu denen zu gehören, die Hand anlegten, ein neues demokratisches Deutschland aufzubauen. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß Fritz Otto in seinem Heimatort zu den Gründern der Freien Deutschen Jugend gehörte. Aktiv und selbstlos arbeitete er im Jugendverband. Manche Stunde seiner Freizeit widmete er der Arbeit unter der Jugend. Er half tatkräftig mit, für unser Land eine glückliche Zukunft zu gestalten. Und es war ihm auch klar geworden, daß zu einem neuen friedlichen Leben der sichere Schutz des Errungenen gehörte. Deshalb meldete sich Fritz Otto freiwillig zum Dienst in der Deutschen Grenzpolizei. Er wurde im Bereich der damaligen Grenzbereitschaft Bautzen im Grenzkommando Neusalza-Spremberg eingesetzt.

Seinen Dienst versah nun der Wachtmeister Otto an der Grenze zur CSR.

In der benachbarten Tschechoslowakischen Republik war im Februar 1948 den konterrevolutionären Kräften durch die geballte Macht der einheitlich und geschlossen handelnden Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten ein unüberwindbares Halt gesetzt worden. Obwohl im Land im

allgemeinen Ruhe und Ordnung herrschte, gab es in den Grenzgebieten der CSR noch lichtscheues Gesindel, das sich mit allerlei Machenschaften und dunklen Geschäften befaßte. Auch auf dem Boden der sowjetischen Besatzungszone gab es kriminelle und asoziale Elemente, denen der Schmuggel über die Grenze schnell und leicht verdientes Geld versprach.

Die Grenzpolizisten konnten ein Lied davon singen. Manche Nacht schlugen sie sich um die Ohren, um diesen Grenzverletzern das schmutzige Handwerk zu legen.

Fritz Otto zeigte dabei einen vorbildlichen Einsatz. Seine politische Aktivität und Lebenserfahrung verliehen ihm im Kollektiv seiner Genossen Autorität und Achtung. Immer war er bemüht, seine Erfahrungen vor allem den jüngeren Grenzpolizisten zu übermitteln. Dazu kam, daß damals Fritz Ottos Vater ebenfalls Volkspolizist war. So wurde manche Erfahrung schon zwischen Vater und Sohn ausgetauscht.

In den letzten Augusttagen 1949 erhielt Wachtmeister Otto Urlaub, um seine Frau besuchen zu können. Er hatte erst geheiratet, und seine Frau erwartete ein Kind. Am 31. August trat dann das freudig erwartete Ereignis ein. Fritz Otto war glücklich und froh und schmiedete schon allerhand Zukunftspläne.

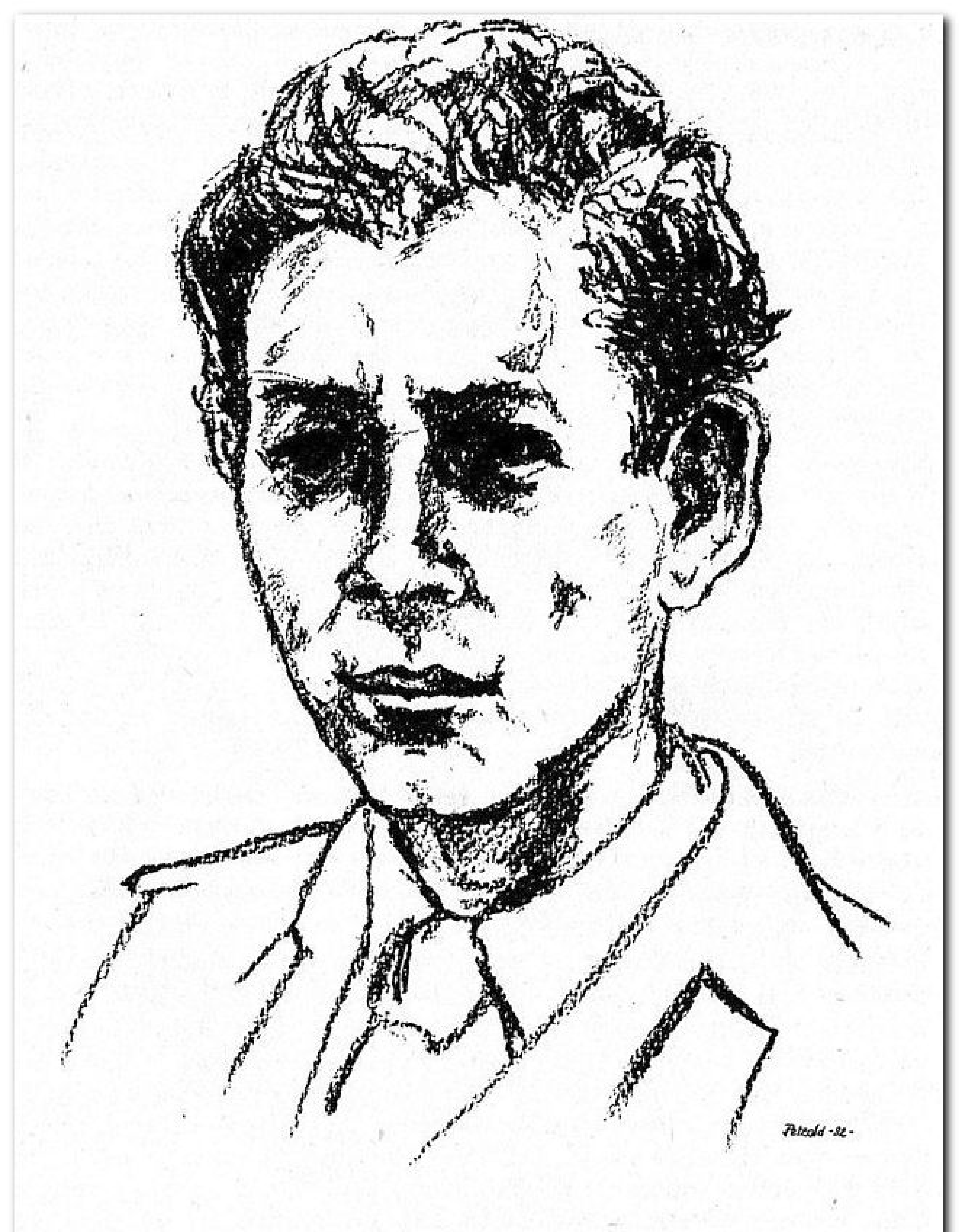
Am nächsten Tag, dem 1. September, war sein Urlaub beendet. Der Dienst an der Grenze rief. Frohgestimmt machte er sich auf den Weg zu seiner Dienststelle. Genosse Otto hatte noch Zivil an. Unterwegs bekam er die Information, daß ein gewisser Laske, der sattsam als notorischer Schmuggler und gewiefter Grenzgänger in der Gegend bekannt war, erneut illegal auf dem Rückweg aus der CSR die Grenze überschritten hatte.

Für Wachtmeister Otto gab es kein Zögern und Zaudern. Obwohl unbewaffnet, wollte er endlich den Grenzverletzer auf frischer Tat erwischen. In der Nähe des Ortsteils Sonneberg bei Neusalza-Spremberg stellte er Laske und forderte ihn entschlossen auf, ihm zur Dienststelle zu folgen. Daraufhin griff der Grenzverletzer den Wachtmeister mit einem Messer an und versetzte ihm sofort einen tödlichen Stich in die Halsschlagader. Dessen ungeachtet stieß der Bandit noch 16 mal zu. Der Mörder schleppte Fritz Otto in ein Kartoffelfeld und ließ ihn dort in seinem Blute liegen.

Zwei Tage später wurde der Leichnam gefunden.

Der Mörder flüchtete, wurde später aber gefaßt und zu lebenslanger Haft verurteilt.

In Steinigtwolmsdorf, seinem Wohnort, fand unser Genosse Fritz Otto seine letzte Ruhestätte.




Wachtmeister SIEGFRIED APPORTIN

geboren 30. 11. 1930 ermordet 2. 7. 1950

## Ein standhafter Kommunist

Der erste deutsche Staat der Arbeiter und Bauern war erst wenige Monate alt, da forderte der Klassenkampf an der Grenze ein weiteres Opfer.

Die nunmehrige Existenz zweier deutscher Staaten, diesseits die zukunftsträchtige Deutsche Demokratische Republik und jenseits der die unheilvolle Vergangenheit repräsentierende imperialistische Staat, setzte neue Maßstäbe für die Sicherung der Staatsgrenze. Aus der bisherigen Demarkationslinie zwischen Besatzungszonen war jetzt eine völkerrechtlich fixierte, reguläre Staatsgrenze geworden. Diese Grenze war nicht nur Begrenzung der DDR nach Westen hin, sie war auch gleichzeitig die westliche Grenze des sozialistischen Lagers.

Der Dienst an der Staatsgrenze war weiterhin schwer und kompliziert. Wenn sich auch die materiellen Bedingungen spürbar verbessert hatten, so wuchsen doch nun die Aufgaben und die Verantwortung für den Schutz der Grenze. Die Grenzpolizisten trugen alle einheitlich blaue Uniformen und auf dem linken Oberarm stolz ihr „G", sichtbarer Ausdruck der Zugehörigkeit zum Grenzschutzorgan der DDR. Die Bewaffnung war vereinheitlicht, und Kfz- und Nachrichtentechnik – wenn auch im Vergleich zu heute noch recht bescheiden – war zugeführt worden. In einigen Grenzabschnitten waren die Grenzpolizisten mit Pferden ausgerüstet.

Die herrschenden Kreise der BRD hatten sich die „Befreiung der Ostzone", wie die DDR in ihrem Jargon hieß, zum Ziel gesetzt. Deshalb verstärkten die imperialistischen Agentengruppen aller Schattierungen, diverse Geheimdienste und Diversionszentralen ihre feindliche Tätigkeit auf dem Gebiet unserer Republik.

Sabotage aller Art stand auf der Tagesordnung. Ehemalige Konzernangestellte, gekaufte Subjekte und andere reaktionäre Elemente organisierten planmäßig und systematisch den Raub von Rohstoffen und ganzen Industrieausrüstungen. Alles das wurde versucht, illegal über die Grenze zu schaffen. Dabei kam dem verbrecherischen Treiben zugute, daß die Grenze zur BRD und zu Westberlin eine gewissermaßen offene Grenze war. Es war kein solch dichtes Sicherungssystem vorhanden, das eine vollständige Kontrolle und Sicherung der Grenze gewährleistete.

Eine wichtige Rolle spielte dabei das volkswirtschaftlich wichtige und notwendige Buntmetall. Organisierte Banden raubten und stahlen dieses Metall, wo sie nur konnten. Zerschnittene Telefonkabel, demontierte Schienenverbinder, gestohlene bronzene Lagerschalen und vieles andere

mehr zeugten vom gewissenlosen Treiben der Banditen. Dieses geraubte Buntmetall wurde illegal über die Grenze nach Westberlin oder in die BRD geschleust.

Anfang 1950 wurden allein an der Westgrenze, am damaligen Kontrollpassierpunkt Marienborn, 226 solcher Fälle festgestellt. Es wurden 11 Lastkraftwagen mit Buntmetall und viele Wagenladungen mit Schreib- und Werkzeugmaschinen sichergestellt.

Die Grenzpolizei hatte wahrlich alle Hände voll zu tun, um diese Verbrechen an der Volkswirtschaft zu verhindern oder zumindest zu erschweren.

Allein im ersten Halbjahr 1950 wurden mehrere hundert Tonnen Lebensmittel, 100 000 Stück Oberbekleidung, etwa 6000 Meter Stoffe, ungefähr 20 000 Paar Strümpfe, rund 16 000 Stück Geschirr und 29 000 Glühbirnen, weiterhin Ölgemälde, Edelmetall und 9 Tonnen Buntmetall beschlagnahmt.

Der komplizierte, hartnäckige Kampf gegen diese Schädlinge der Volkswirtschaft, gegen Banditentum und Schieberringe verlangte von den Grenzern ständig hohe Einsatzbereitschaft, hohe Wachsamkeit und eine große politisch-moralische Standhaftigkeit.

Zu dieser Zeit diente in der Dienststelle Palingen Wachtmeister Siegfried Apportin. Der knapp 20jährige gehörte im Kollektiv zu den besten und aktivsten Genossen.

Am 30. November 1930 zur Zeit der Weltwirtschaftskrise wurde Siegfried Apportin in einer Arbeiterfamilie geboren. In bescheidenen Verhältnissen wuchs er auf und lernte frühzeitig die Mühen und Sorgen der Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft kennen. Infolge der Kriegsereignisse mußte er mit seinen Eltern und den beiden Brüdern seine Heimat verlassen und wurde nach Güstrow umgesiedelt. Hier erlernte er den Beruf eines Malers. Der junge Arbeiter zeichnete sich durch Fleiß, Ehrlichkeit und große Wissbegier aus. Immer wollte er ergründen, was in den Dingen und Erscheinungen steckte. Beizeiten beschäftigte sich Siegfried mit Fragen der politischen Entwicklung und wurde Mitglied der FDJ. Den Fragen des demokratischen Neuaufbaues stand er sehr aufgeschlossen gegenüber, und oft sah man ihn in seinen freien Stunden bei gesellschaftlicher Arbeit. Er war davon überzeugt, daß die Entwicklung im Osten Deutschlands zu Frieden, Glück und Wohlstand des werktätigen Volkes führt. Nach Abschluß seiner Lehre meldete er sich 1948 freiwillig für den Dienst in der Grenzpolizei.

Im Mecklenburgischen versah er nun seinen Dienst meist als Posten-

führer. Viele Erlebnisse an der Grenze, wo er mit dem Klassenfeind konfrontiert wurde, bewogen ihn zu dem Entschluß, Mitglied der SED zu werden. Sein vorbildlicher Grenzdienst, die ständige Einsatzbereitschaft und vor allem seine gute politische Jugendarbeit waren der Grund, daß Genosse Apportin zum FDJ-Sekretär der Dienststelle gewählt wurde.

Bücher waren seine ständigen Begleiter. Oft griff er zur marxistisch-leninistischen Literatur. Das junge Parteimitglied wollte mehr wissen und die Zusammenhänge gesellschaftlicher Prozesse erkennen. In den politischen Diskussionen und Debatten setzte er sich leidenschaftlich für die Politik seiner Partei ein. Schon das war einem gewissen Köpke, der sich als angeworbener Agent in die Einheit eingeschlichen hatte, ein Dorn im Auge.

Auf Grund seiner guten FDJ-Arbeit wurde Genosse Apportin 1950 zum Deutschlandtreffen der Jugend delegiert. Begeistert berichtete er nach seiner Rückkehr seinen Genossen von dem großen Erlebnis. Das parteiliche Auftreten, die Einheit von Wort und Tat und seine Lauterkeit verschafften dem Genossen Apportin Autorität und hohes Ansehen im Kollektiv. Das bewog Köpke, den Genossen Apportin zum Ziel seiner feindlichen Tätigkeit zu machen. Er belauerte ihn auf Schritt und Tritt. Am 2. Juli 1950 waren Genosse Apportin und Köpke gemeinsam zum Grenzdienst aufgezogen. Erst verklausuliert und in Andeutungen, versuchte Köpke, den jungen Kommunisten zum Verrat zu bewegen. Da stieß der gewissenlose Agent und Verräter auf Ablehnung. Schon das Ansinnen überhaupt wies Genosse Apportin von sich. Da er nicht ahnte, daß Köpke ein bezahlter Agent westlicher Geheimdienste war, versuchte Wachtmeister Apportin, dieses Subjekt von der Verwerflichkeit seines Vorhabens zu überzeugen. Doch Köpke wurde immer zudringlicher und stellte offen und skrupellos an seinen Postenführer das verbrecherische Ansinnen, den Weg des Verrates mit ihm zu beschreiten.

Genosse Apportin lehnte das entschieden ab und widersetzte sich. Darauf nahm der Bandit seine Waffe und erschoß hinterhältig und brutal den Grenzpolizisten.

Die späteren Untersuchungen ergaben, daß es sich bei Köpke um einen bezahlten Agenten eines westlichen Geheimdienstes handelte, der den direkten Auftrag hatte, Grenzpolizisten der DDR zu entführen oder zu ermorden. Der Mörder flüchtete in die BRD und gab vor westdeutschen Dienststellen seinen Mord zu. Der Verbrecher blieb im imperialistischen deutschen Staat straffrei. Unser Genosse Siegfried Apportin ist in Güstrow begraben.



Wachtmeister HERBERT LIEBS

geboren 11. 5. 1929 ermordet 21. 2. 1951

## US-Killer

Nach dem Überfall der USA und ihrer Satelliten auf die Koreanische Volksdemokratische Republik im Jahre 1950 hatten auch die herrschenden Kreise der BRD ihren aggressiven Kurs verschärft. Die Konzeption für Aufbau, Struktur und Ausrüstung einer neuen Aggressionsarmee entwickelten im Auftrage der deutschen Imperialisten ehemalige faschistische Generale.

Das Ziel der reaktionären, revanchistischen Kreise bestand darin, ein imperialistisches großdeutsches Reich wiederherzustellen und somit die historischen Ergebnisse des 2. Weltkrieges zu korrigieren. Das wirkte sich auch auf die Lage an der Grenze zwischen den beiden deutschen Staaten aus. 1951/52 kam es zu immer mehr Zwischenfällen und Provokationen an dieser Grenze. Der Bonner Staat maßte sich an, er sei der einzig legitimierte deutsche Staat, der für alle Deutschen die Verantwortung trüge und nur er habe das Recht, für das deutsche Volk zu sprechen. Die „sogenannte DDR", meist aber nur „Zone" genannt, sei „illegitim". Der deutsche Staat der Arbeiter und Bauern wäre „nicht existent", besäße demzufolge weder ein eigenes Hoheitsgebiet und folglich auch keine Grenzen, die zu respektieren seien.

Also war nach dieser Lesart alles rechtens, was gegen die DDR und ihre Grenzen geschah.

In dieser Zeit des Jahres 1951 war der 22jährige Arbeiter Herbert Liebs, bereits ein Jahr Angehöriger der Grenzpolizei. Als Sohn eines Umsiedlers und das älteste von sieben Kindern hatte er frühzeitig erfahren, was Krieg und Faschismus für die Werktätigen bedeuten. Seine Eltern, Margarete und Willi Liebs, schafften von früh bis spät, um ihre Kinder zu versorgen und zu anständigen und ehrlichen Menschen zu erziehen. Wachtmeister Herbert Liebs war bis zu seinem freiwilligen Eintritt in die Volkspolizei in Schwarzbach, Kreis Gera, wohnhaft und arbeitete in der Landwirtschaft.

In seiner Dienststelle war Wachtmeister Liebs wegen seiner Selbstlosigkeit und Hilfsbereitschaft bei seinen Genossen beliebt. Er war ein fröhlicher, aufgeschlossener Mensch. Immer war er dort zu finden, wenn sich die Grenzer zusammenfanden, um zu singen und zu spielen. Im Dienst an der Grenze war er gewissenhaft und seine Vorgesetzten schätzten seine Selbständigkeit und Initiative. Diszipliniert erfüllte er stets die Forderungen der Vorschriften. Sein jederzeit höfliches und zu-

vorkommendes Auftreten und Verhalten gegenüber den Bürgern des Grenzgebietes stärkte die Verbundenheit der Grenzpolizei mit den Werktätigen.

Der Kalender zeigte den 21. Februar 1951 an. Die Sonne war gerade hinterm Horizont verschwunden und ein fahles Zwielicht lag über der Landschaft um Pferdsdorf, Kreis Eisenach. Frostklamm waren die Hände der beiden Grenzer, der Wachtmeister Liebs und Schulze, die an der Grenze patrouillierten. Die Karabiner geschultert, beobachteten beide aufmerksam den ihnen anvertrauten Abschnitt. Bis zu dieser Stunde war ihr Dienst ruhig verlaufen. Besondere Vorkommnisse und Beobachtungen waren im Postenbuch noch nicht aufzuzeichnen gewesen. Die Grenzstreife war gerade am Pferdsdorfer Kopf angekommen. Die Uhr zeigte 17.40, als die Grenzpolizisten einen Jeep mit Kennzeichen der US-Armee bemerkten, der unmittelbar an der Grenzlinie parkte. Herbert Liebs, der Postenführer, entschloß sich zu prüfen, was die US- Soldaten an der Grenze trieben. Die Grenzstreife näherte sich der Grenzlinie bis auf etwa sieben Meter, als das Fahrzeug mit aufheulendem Motor davonfuhr. Fast im gleichen Moment fielen zwei Schüsse auf westlicher Seite. In einem 20 Meter entfernten Strauch auf dem Territorium der BRD saßen die Mordschützen. Herbert Liebs wurde in die Brust getroffen und brach zusammen.

Als Wachtmeister Schulze sah, daß dringend Hilfe notwendig war, lief er schnellstens, um welche zu holen.

Währenddessen drangen mehrere in US-Uniformen gekleidete Personen auf das Territorium der DDR vor und versuchten, den sterbenden Grenzpolizisten auf das Territorium der BRD zu zerren. Doch die durch den Wachtmeister Schulze herbeigerufene Hilfe und Verstärkung verhinderte durch Warnschüsse diese Verschleppung. Die Täter wollten damit ihre ruchlose Mordtat verschleiern, um behaupten zu können, der DDR-Grenzpolizist sei in das westliche Gebiet eingedrungen und dort beim Fluchtversuch erschossen worden.

Herbert Liebs erlag später im Krankenhaus seinen Verletzungen. In Pferdsdorf, dem Dienstort des Genossen Liebs, nahmen die Bürger eine Protestentschließung an, in der es unter anderem hieß: „In Ausübung seines Dienstes zum Schutze unserer Republik mußte ein junger, blühender Mensch durch einen skrupellosen Überfall amerikanischer Gangster sein Leben lassen. Aus diesem Vorfall haben wir erkannt, wer der Feind des deutschen Volkes ist. Wir stehen geschlossen hinter unserer Regierung und werden entschieden alle Anschläge gegen den Frieden abwenden helfen!"

Die Beerdigung von Herbert Liebs in Gera wurde zu einer großen Protestaktion gegen den Mord der US-Soldateska auf deutschem Boden.




Wachtmeister WERNER SCHMIDT

geboren 26. 6. 1929 ermordet 2. 3. 1951

## Doppelmord in Obersuhl

Nur wenige Tage nach dem Mord an Herbert Liebs drangen in der Nähe des Schauplatzes dieses hinterhältigen Verbrechens am 28. Februar 1951 kurz vor Mitternacht amerikanische Soldaten am Schlagbaum Kasseler Straße in das Gebiet der DDR ein und versuchten, zwei Angehörige der Grenzpolizei auf das Gebiet der US-Zone zu locken. Als dieser Anschlag mißlang, fuhren sie mit einem Jeep in die US-Zone der BRD zurück.

Am 1. März 1951 überschritten abermals US-Soldaten am Schlagbaum Köpfchen um 15.30 Uhr die Grenze und versuchten erneut, zwei Grenzpolizisten in ihre Gewalt zu bringen. Da sie keinen Erfolg hatten, zogen sie sich 15 Minuten später wieder zurück. Und nur einen Tag später kam es erneut zu einem beispiellosen, brutalen Verbrechen.

In dem kleinen Ort Obersuhl in der BRD steht unmittelbar an der Staatsgrenze das Haus Nummer 43. Ein Haus wie viele, keine Besonderheiten heben es hervor. Anfang der 50er Jahre wohnte in diesem Haus ein Mann namens Eisenberg. Bei den Einwohnern des Ortes hatte er keinen guten Leumund. Man munkelte allerlei über seine Person. Eines war aber gewiß, er lebte von Schiebungen und unkontrollierbaren Geschäften. Die Lage des Hauses begünstigte das. Eisenberg konnte vieles beschaffen, was gebraucht wurde, wobei das meiste aus den Kasinos der US-Armee stammte.

In den Vormittagstunden des 2. März 1951 hatte der Schieber und Spekulant wieder einmal Besuch von zwei männlichen Personen, die US-Uniformen trugen. Bereitwillig öffnete Eisenberg den beiden die Tür und ließ sie herein. Was dort verhandelt und beschlossen wurde, ist nicht bekannt geworden. Später sagten Zeugen aus Obersuhl aus. Der eine von den beiden Männern wurde mit einer Stange amerikanischer Zigaretten Marke „Camel" in der Hand im Dorf gesehen.

Einige Zeit vor der folgenden Tat waren diese Männer nochmals bei Eisenberg. Nach Einbruch der Dunkelheit verließen die zwei das Haus Nummer 43 und gingen zur nahen Grenze.

Ungefähr 12 Meter von der Grenzlinie entfernt befinden sich zu dieser Zeit auf dem Territorium der DDR die beiden Grenzpolizisten Werner Schmidt und Heinz Janello. Die im Schnee festgestellten deutlichen Spuren ließen später erkennen, daß offensichtlich hier ein Kampf stattgefunden haben muß, in dessen Verlauf die zwei Grenzpolizisten

überwältigt und auf das Gebiet der BRD verschleppt wurden. Wie sich dieser Überfall in Wirklichkeit abgespielt hatte, konnte nie ganz geklärt werden.

Die genauen Ermittlungen und Überprüfungen ergaben, daß beide diensttuende Grenzpolizisten von hinten überfallen und bewußtlos geschlagen wurden. Nach ihrer Verschleppung ins Haus Nummer 43 in Obersuhl geschah dann dort der bestialische Mord. Die unverfrorenen Behauptungen des US-Hauptquartiers in Westdeutschland und die bereitwilligst in die Welt gesetzten Lügen der BRD-Presse und Radiostationen, wonach die beiden Grenzpolizisten im Verlauf eines Feuergefechtes erschossen worden seien, wurden durch Tatsachen dann klar und eindeutig widerlegt: Niemand konnte den Schauplatz des „Feuergefechtes" angeben. Es konnten keine Beteiligten benannt werden, außer den Mordopfern. Bekanntlich gehören aber zu einem Gefecht immer zwei Seiten. Es gab auch keine Zeugen, die dieses „Feuergefecht" sahen oder hörten. Das alles wurde dann durch folgende Fakten unwiderlegbar erhärtet: Am 3. März 1951 mußten notgedrungener Maßen die Leichen unserer ermordeten Genossen, ihre Waffen und Ausrüstungen von den US-Behörden an die Volkspolizei übergeben werden. Bei den Untersuchungen stellte sich dann heraus, daß aus keiner der beiden Waffen ein Schuß abgegeben worden und daß die dazu gehörige Munition vollzählig vorhanden war. Die Obduktion ergab, daß Wachtmeister Schmidt zunächst mit einem stumpfen Gegenstand niedergeschlagen und daraufhin durch einen Nahschuß in die Brust getötet worden war.

Heinz Janellos Tod war durch zwei Schüsse in den Rücken verursacht worden, die er offenbar erhielt, als er sich vor den Mördern retten wollte. Die Person, die genaue Aussagen zu dieser Tat hätte machen können, der Eisenberg, blieb seit dem Doppelmord verschwunden.

Der Postenführer, Wachtmeister Werner Schmidt, wurde im Jahre 1929 in einer Arbeiterfamilie geboren. Mit zwölf Jahren verlor er seinen Vater im Hitlerkrieg. 1945 fiel dann sein Stiefvater, den seine Mutter erst kurz vorher geheiratet hatte. Werner Schmidt besuchte die damalige Volksschule und nahm im Anschluß daran seine Lehre als Werkzeugmacher auf. Er arbeitete bis 1949 in seinem Beruf im Reichsbahnausbesserungswerk Meiningen. Bis zu seinem freiwilligen Eintritt in die Grenzpolizei im März 1950 war er als Schiffsschmied auf der Warnowwerft tätig. Werner Schmidt war ein aktives FDJ-Mitglied. Bei seinen Genossen war er sehr beliebt, weil er oft zu ihrer Freude auf seinem Schifferklavier musizierte. Wenige Wochen vor seinem gewaltsamen Tode hatte er seine Frau Annemarie geheiratet.



Wachtmeister HEINZ JANELLO

geboren 11. 12. 1931 ermordet 2. 3. 1951

Sein Posten, Heinz Janello, wurde 1931 als Sohn eines Bauern in Ostpreußen geboren. Im Zuge der Umsiedlung kam er mit seiner Familie nach Mühlhausen. Seine Tätigkeit als Landarbeiter brachte ihn in enge Verbindung mit den Nöten und Sorgen der Werktätigen auf dem Lande. Heinz, der nur die Volksschule besuchen konnte, war jedoch immer bemüht, sich fachlich und später auch politisch weiterzubilden. Er wuchs in einer kinderreichen Familie auf. Seine Eltern hatten ihn zu einem aufrechten, fleißigen Menschen erzogen. Heinz Janello war ein begeisterter Sportler. Vor allem spielte er gern Fußball und ging Schwimmen.

In der Zeitung „Neues Deutschland“ vom 13. März 1951 war zu lesen: „In einem kleinen Häuschen in Mühlhausen trafen wir die trauernde Mutter Heinz Janellos. Die Hände der 62jährigen, einer Umsiedlerin aus Ostpreußen, zitterten, als sie uns weinend das Bild ihres ermordeten Jungen zeigte. ‚Ich habe sieben Jungen und ein Mädchen geboren. Vier Jungen fielen im letzten Krieg und meinen fünften verlor ich jetzt. Er wurde das Opfer von amerikanischen Mördern.‘
Die alte Frau zeigte uns ein Familienalbum und fuhr fort: ‚Die Amis suchen einen Grund für ihren Krieg. Sie sind Mord und Zerstörung gewohnt. Man denke an unsere schönen Städte. Aber diesmal werden sie nicht ihren Willen haben. Der liebe Gott möge uns helfen, ihnen das Handwerk zu legen, damit für die Menschheit endlich der Frieden komme‘.“

In seiner Regierungserklärung vor der Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik am 14. März 1951 sagte Ministerpräsident Otto Grotewohl:

„Auf dem Wege des neuen Krieges liegt aber auch der deutsche Bruderkrieg. Von den Vorbereitungen zu diesem Bürgerkrieg zeugen die Ausbildung der westdeutschen und westberliner Polizeiformationen für den Straßenkampf ... Die Provokateure des Bürgerkrieges lassen ihren Worten bereits die entsprechenden Taten folgen. Sie haben den viehischen Mord an den Volkspolizisten Liebs, Schmidt und Janello gewollt.“

Die Abgeordneten der Volkskammer erhoben sich zum Gedenken für die ermordeten Grenzpolizisten von ihren Plätzen.

Die Beisetzungsfeierlichkeiten für die ermordeten Wachtmeister Schmidt und Janello gestalteten sich zu einer gewaltigen Protestdemonstration gegen die Mörder und ihre Hintermänner. Ungefähr 10 000 Menschen säumten die Straßen in Mühlhausen, als der Trauerzug sich zum Friedhof bewegte, wo Heinz Janello seine letzte Ruhestätte fand.

Zu einer nicht weniger eindrucksvollen Trauerfeierlichkeit gestaltete sich die Beisetzung Werner Schmidts, in Meiningen. Tausende Bürger begleiteten den ermordeten Grenzpolizisten auf seinem letzten Wege. Der Chef der Volkspolizei des damaligen Landes Thüringen würdigte am Grabe den vorbildlichen Einsatz Werner Schmidts, brandmarkte die verbrecherische Absicht der Besatzungsmächte, durch eine Reihe von Grenzprovokationen nicht nur einen Krieg in Deutschland, sondern einen dritten Weltkrieg vorzubereiten.

In einem Schreiben der Belegschaft des RAW Meiningen hieß es: „Die Erfolge des friedlichen Aufbaus in der DDR sind den anglo-amerikanischen Kriegstreibern und ihren deutschen Helfern ein Dorn im Auge. Sie unternehmen deshalb täglich Störungsversuche mit Hilfe von Provokationen, Lügen und Hetzpropaganda. Sie scheuen sogar nicht davor zurück, drei junge Grenzpolizisten aus dem Hinterhalt zu ermorden. Wir erheben gegen dieses schändliche Verbrechen schärfsten Protest. Unter den Ermordeten befindet sich auch unser ehemaliger Kollege Werner Schmidt. An seinem Grabe geloben wir, unsere Verbundenheit mit der Volkspolizei zu festigen und alle Kraft zur Erfüllung der gemeinsamen Aufgaben, der Erhaltung des Friedens und der Entlarvung der Kriegstreiber einzusetzen."

Die Arbeiter des RAW Meiningen hatten das richtig ausgedrückt. Die Erfolge der DDR widersprachen schon damals den Klassenzielen der Herrschenden in der BRD. Nicht der Zusammenbruch der ihrer Meinung nach nicht existenten DDR, sondern Erfolge der sich redlich mühenden Arbeiter und Bauern waren zu verzeichnen.

Diese Morde und die noch zu schildernden Verbrechen 1951/52 waren keine zufälligen Untaten. Es waren gezielte Angriffe gegen die Staatsordnung der DDR. Zu der Zeit mußten sich die Drahtzieher in den Stäben des kalten Krieges eingestehen, daß der von ihnen so verketzerte Staat der Arbeiter und Bauern trotz ständiger gegenteiliger Prophezeiungen noch immer existierte und sich zielstrebig und planmäßig anschickte, weitere Erfolge in der friedlichen Aufbauarbeit zu erringen.

Erfüllte Pläne, Arbeitsenthusiasmus, Wettbewerbe um höchste Produktionsergebnisse, der Beginn des Aufbaues einer eigenen Schwerindustrie, steigende Autorität der führenden Kraft in Gestalt der Partei der Arbeiterklasse und die weitere Festigung der Staatsmacht, dazu gehörte der bewaffnete Schutz der Grenzen, trieben die notorischen Feinde des Fortschrittes zur Weißglut.

Der erwartete „Zusammenbruch der Ostzone", der von entscheidender Bedeutung für ihren strategischen Plan des „roll back" des Sozialismus war, trat eben nicht ein.
Und da gab es junge Bürger dieses Staates, die die neue gesellschaftliche Ordung auf deutschem Boden und ihre Grenzen mit der Waffe schützten.

Es waren eindeutig politische Morde, begangen im Auftrag jener, die im Interesse ihrer Klassenherrschaft Deutschland gewissenlos spalteten und die Liquidierung des jungen deutschen Staates DDR, der die Zukunft verkörperte, auf ihre zerschlissenen Fahnen des Krieges und des Revanchismus geschrieben hatten.



**Hauptwachtmeister MANFRED PORTWICH**

geboren 7. 5. 1925 ermordet 27. 10. 1951

## Im Morgengrauen

Dichter Nebel hing zwischen Bäumen und Sträuchern und verschluckte jeden Laut. Nur dumpf war das Getrappel der Pferdehufe zu hören. Die beiden Grenzpolizisten, die zu Pferde auf Patrouille waren, hielten von Zeit zu Zeit ihre Gäule an, um in den Nebel zu horchen. An eine Beobachtung war nicht zu denken. Schemenhaft zeichneten sich die Umrisse ab. Es war gegen 07.00 Uhr an diesem 25. Oktober 1951. Von der gerade aufgegangenen Sonne war nichts zu sehen. Es herrschte schlechtes Büchsenlicht.

Als die Reiter wieder einmal verhielten, hörten sie in unmittelbarer Nähe das Aufheulen eines Motors. Sofort setzten sie ihre Pferde in Trab und ritten in Richtung des Geräusches. An einem Weg hielten sie an. Frische Reifenspuren, offensichtlich von einem PKW, waren nur noch festzustellen. Vom Auto war nichts mehr zu sehen und zu hören. Eindeutig war auch: Das Fahrzeug war aus Richtung Grenze gekommen und fuhr ins eigene Hinterland. Im scharfen Galopp ritten die Grenzer den Spuren nach. Doch ihr Bemühen blieb im dichten Nebel ohne Erfolg. Nachdem die Meldung über diesen Grenzdurchbruch an die vorgesetzte Dienststelle abgesetzt worden war, befahl der Kommandanturleiter für die in der Nähe der Durchbruchstelle – nordwestlich Wendehausen, Kreis Mühlhausen – stationierten Grenzkommandos verstärkte Grenzsicherung.

Zwei Tage später, am 27. Oktober fast zur gleichen Zeit, befanden sich der Stellvertreter des Kommandoleiters, Hauptwachtmeister Herbert Menge, und der Gruppenführer Manfred Portwich auf Kontrollgang im Grenzabschnitt. Der Nebel der Vortage war gewichen. Die Sicht war einigermaßen. Bis gegen 07.00 Uhr hatten die beiden Grenzpolizisten nichts Besonderes beobachtet. Auf einmal stutzte Genosse Portwich. War das nicht Motorengeräusch? Hauptwachtmeister Menge gab dem Gruppenführer ein Zeichen, und beide eilten zum Feldweg, der die Ortschaft Faulungen und Wendehausen verbindet. Von hier aus bis zur Grenze waren es ungefähr 500 Meter.

Genosse Portwich nahm hinter einem Baum Deckung und sicherte seinen Vorgesetzten. Hauptwachtmeister Menge stand auf dem Weg, um das sich in schneller Fahrt nähernde Auto, welches in Richtung Grenze fuhr, zu stoppen. Auf sein Zeichen hin quietschten die Bremsen und schleudernd kam der Pkw, Marke „Porsche", amtliches Kennzeichen B–46–448, zum Stehen. Der Aufforderung, „Aussteigen – Hände hoch!", kamen die zwei Insassen schnell nach. Dabei zog der Fahrer eine Pistole und eröff-

nete das Feuer auf den Genossen Menge. Der schoß sofort zurück und verletzte den Banditen am rechten Unterarm. Für Hauptwachtmeister Portwich, die Gefahr erkennend, gab es nur eines, das Leben seines Genossen und Vorgesetzten zu schützen. So stürzte er sich zwischen den schießenden Verbrecher und sein Ziel und fing mit seinem Körper die Mordkugel auf, die seinem Genossen gegolten hatte.

Mittlerweile waren auf den Lärm der Schüsse hin eine Streife aus Richtung Faulungen und eine Reiterpatrouille von Wendehausen her zur Hilfe geeilt. Die Banditen versuchten, in den Wald zu flüchten. Der Schuß eines anderen Grenzpolizisten machte den einen Banditen kampfunfähig. Die beiden Grenzverletzer gaben daraufhin den Widerstand auf. Acht Schuß hatte der Fahrer des PKW auf die Grenzer abgegeben. Eine Kugel traf Hauptwachtmeister Portwich oberhalb des Nabels in den Bauch, Genosse Menge erhielt einen Streifschuß.

Der Mordschütze warf dann bei der Festnahme die Waffe weg. Es war eine Pistole 08. Bei der Durchsuchung wurde noch eine Pistole belgischen Fabrikats Kaliber 7,65 mm gefunden.

Während die Banditen zur Dienststelle eskortiert wurden, fuhr Genosse Menge unseren schwerverletzten Genossen mit dem PKW der Grenzverletzer zum Krankenhaus nach Lengenfeld. Hier wurde erste ärztliche Hilfe und Notversorgung erteilt und angeordnet, den Schwerverletzten auf schnellstem Wege nach Mühlhausen zu transportieren. Doch die Verwundung war so schwer, daß auf dem Transport im Sankra der Tod des Genossen Portwich eintrat. Die Banditen – es handelte sich um Ludwig Bieber und Bernd-Franz Vollmer aus Iserlohn, BRD – wurden in einem öffentlichen Prozeß in Mühlhausen ihrer gerechten Strafe zugeführt. Zu beiden Pistolen führte der Schütze außer den 8 Schuß in den Magazinen noch 60 Schuß Munition mit sich. Diese Grenzverletzer waren es auch, die bereits am 25. Oktober im gleichen Abschnitt die Grenze durchbrochen hatten und nach Erfüllung ihres Auftrages in die BRD zurückwollten.

Mit dem Genossen Hauptwachtmeister Manfred Portwich verlor sein Kollektiv einen der besten Genossen.

Manfred Portwich wurde 1925 als Sohn der Näherin Marie und des Drehers Oskar Portwich geboren. Von frühester Kindheit an wurde er von seinen Eltern als klassenbewußter Arbeiter erzogen. Sein Vater war Mitglied der SPD schon vor 1933. Er besuchte die Volksschule und erlernte dann den Beruf eines Maschinenschlossers. Antifaschistischer Familiengeist und die eigenen Erfahrungen als junger Arbeiter schärf-

ten sein Auge beizeiten für die Gebrechen der arbeiterfeindlichen faschistischen Terrorherrschaft.

Nachdem er 1942 seine Lehre beendet hatte, wurde er 1943 zur faschistischen Wehrmacht gepreßt. Als Infanterist erlitt er alle Qualen des barbarischen Krieges am eigenen Leibe und machte die Leiden und Nöte des Rückzuges der geschlagenen Wehrmacht mit. Dabei erkrankte er an Fleckfieber. Nach seiner Genesung wurde er wiederum ins Feuer gejagt, bis er bei einem Fliegerangriff schwer verwundet wurde. In einem Lazarett bei Regensburg kam er in US-amerikanische Kriegsgefangenschaft. Nach 5 Wochen wurde er nach Hause entlassen.

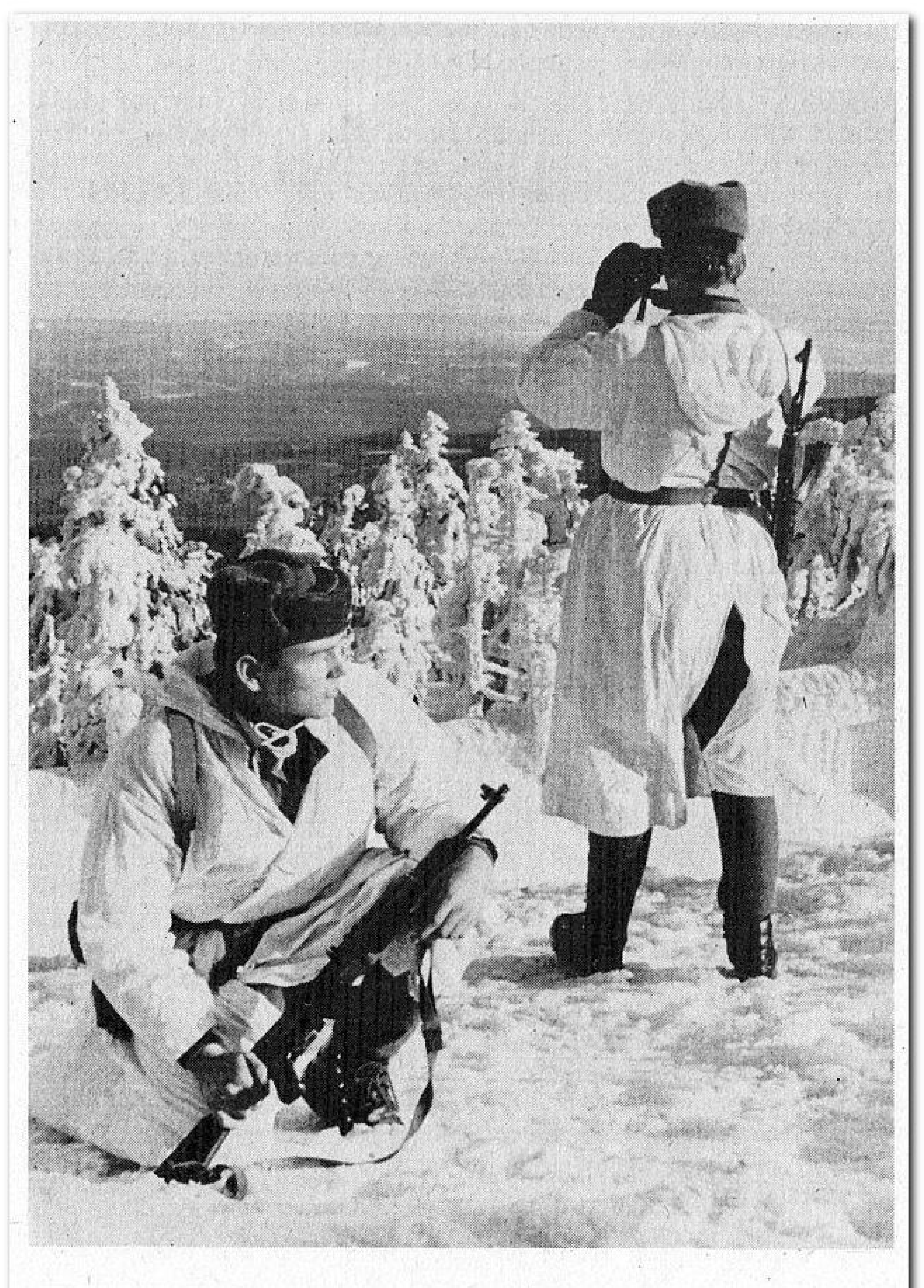
Die bitteren Erfahrungen aus dem Krieg und sein Klassenbewußtsein bewogen ihn, bereits im August 1945 Mitglied der Partei der Arbeiterklasse zu werden. Vom ersten Tag seiner Zugehörigkeit zur Partei an arbeitete Manfred aktiv als Genosse und setzte sich in Wort und Tat für die Einheit der Arbeiterklasse ein. Damals war es auch, daß er zum ersten Mal zur marxistisch-leninistischen Literatur griff. In vielen und langen Gesprächen mit älteren Genossen und durch das Studium der Weltanschauung der Arbeiterklasse lernte er, das Wesen der gesellschaftlichen Erscheinungen zu begreifen, erkannte er die Triebkräfte, die alles vorwärtstreiben und begriff die politischen Zusammenhänge. In dieser Zeit wurde er 1946 Mitglied der Freien Deutschen Jugend. Er arbeitete als Kraftfahrer.

Obwohl er sich nach seinen Kriegserlebnissen geschworen hatte, nie wieder eine Waffe in die Hand zu nehmen, erklärte er sich im Sommer 1949 bereit, in die Grenzpolizei einzutreten. Ihm war mittlerweile klar geworden, sollten die antifaschistisch-demokratischen Umwälzungen Bestand haben, so mußten sie auch geschützt werden.

In einer mehrwöchigen Ausbildung in Meiningen lernte er das Handwerk eines Grenzers. Schon hier bescheinigten ihm seine Vorgesetzten große Lernbereitschaft, einwandfreie Disziplin und politische Aufgeschlossenheit. Als junger Kommunist und lebenserfahrener Arbeiter gehörte er zu dem aktiven Kern der Ausbildungseinheit.

Im Januar 1950 versah er seinen Grenzdienst im Bereich Schlegel im Kreis Lobenstein. Hier verdiente er sich die ersten Sporen. Später wurde er, der nun schon die Schulterstücke eines Wachtmeisters trug, in den Bereich Geismar, Grenzkommando Faulungen versetzt.

Gute Disziplin, kameradschaftliches Verhalten, ständige Einsatzbereitschaft, eigene Initiative und parteiliches Auftreten sind Attribute, die immer wieder in Beurteilungen über seine Person auftauchten.



Vor allem seine gesellschaftliche Arbeit im Kollektiv verschaffte ihm Achtung und Autorität. So war es auch nicht verwunderlich, daß ihn die Kommunisten der Dienststelle zum Parteisekretär wählten. Er diente als Posten, Postenführer und wurde dann als Gruppenführer eingesetzt. Er war ein vorbildlicher Vorgesetzter. Obwohl, es soll nicht verschwiegen werden, er auch einmal mit den Vorschriften in Konflikt geriet. Gemeinsam mit dem Wachtmeister Wenzel wich er vom Streifenweg ab und verstieß so gröblichst gegen den Befehl der Grenzsicherung. Genosse Portwich bekam einen Verweis. Das ärgerte ihn mächtig. Er setzte alles daran, diese Scharte auszuwetzen. Von nun an gab es an seinem Auftreten und seiner Dienstdurchführung nichts mehr auszusetzen. Bald darauf konnte die Disziplinarstrafe gelöscht werden.
In seiner Akte fanden sich dann später Eintragungen über eine Reihe von Belobigungen, die meistens einen Tenor hatten: „gleichbleibend guter Dienst!".

Im Juni 1950 wurde er Oberwachtmeister und am 1. August konnte Genosse Portwich zum Hauptwachtmeister befördert werden. Da er sich besonders politisch betätigte und ihm die Parteiarbeit – obwohl hier manche Nuß zu knacken war – Freude bereitete, sah er seine Perspektive bei der Grenzpolizei als Parteiarbeiter. Immer wußte der Parteisekretär Portwich Rat, und die Genossen wandten sich mit vielen Fragen an ihn. Stets bekamen sie erschöpfende Antwort. Er selbst beriet sich mit dem Politstellvertreter, Genossen Menge, den er hoch schätzte. Und immer wieder waren es auch die marxistisch-leninistischen Bücher, aus denen er sich Rat und Antwort holte. Er selbst gab bereitwillig und gern sein politisches Wissen weiter.

Seine Frau Edith hatte volles Verständnis für den Dienst ihres Mannes. Da seine Familie – Genosse Portwich hatte zwei Kinder, Karola und Roland – in Mühlhausen wohnte, konnte er sie des öfteren besuchen. Aber meist stand der Dienst im Vordergrund. Die Erfüllung seines Klassenauftrages war für ihn Ehrensache. Bis zu seinem letzten Atemzug wurde er ihm gerecht.

In seiner Heimatstadt Mühlhausen fand er auf dem Zentralfriedhof seine letzte Ruhestätte.




**Oberwachtmeister ULRICH KROHN**

geboren 28. 8. 1931 ermordet 16. 5. 1952

## Im Solde des Klassenfeindes

Im Jahre 1931 erblickte in Zachow, Kreis Neustrelitz, Ulrich Krohn das Licht der Welt. Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Seine Großeltern nahmen sich seiner an und zogen ihn auf. Er besuchte die Volksschule und war anschließend in der Landwirtschaft als Arbeiter tätig. Anfang der 50er Jahre meldete sich Ulrich Krohn freiwillig zum Dienst in der Grenzpolizei. Er wurde zum damaligen Grenzkommando Groß Thurow versetzt, wo er in der Folgezeit seinen Grenzdienst gewissenhaft und zuverlässig versah. Auf Grund seiner guten Leistungen wurde er bald zum Oberwachtmeister befördert und als Postenführer eingesetzt.

In seiner Dienststelle war er ein treuer, stets einsatzbereiter Genosse und Kamerad. Standhaft und der Sache der Arbeiterklasse ergeben, erfüllte er seine Pflicht.

Am 16. Mai 1952 wurde Oberwachtmeister Krohn zur Sicherung der Staatsgrenze im Abschnitt Groß Thurow eingesetzt. Der ihm zugeteilte Posten entpuppte sich während des Dienstes als ein bezahlter Agent eines westlichen Geheimdienstes, der mit dem Auftrag in die Reihen der bewaffneten Kräfte eingeschleust worden war, Grenzer zum Verrat zu bewegen oder sie zu ermorden. Genosse Krohn, der diesen Verräter und Agenten während des Dienstes entlarvte, wurde von diesem brutal und heimtückisch erschossen und ausgeraubt. Wie sich der hinterhältige Mord tatsächlich abgespielt hatte, wird wohl nie ganz aufgeklärt werden. Der Verbrecher hüllte sich verständlicherweise in Schweigen und sein Opfer kann nicht aussagen. Lassen wir dazu einen Genossen berichten. Der Hauptmann der Reserve Gerhard Tatzke, ein Kampfgefährte von Ulrich Krohn, erinnert sich: „... Am 16. Mai 1952 erhielt ich mittags den Befehl, den Genossen Krohn mit seinem Posten im Grenzabschnitt an der Straße 208 abzulösen. Als wir uns gegen 14.00 Uhr diesem Abschnitt näherten und die Ablösung vollziehen wollten, war von dem abzulösenden Grenzposten keine Spur zu finden. Mich beunruhigte das zutiefst und machte mich stutzig, da ich den Genossen Krohn als einen umsichtigen und wachsamen Postenführer kannte. Bei der Suche im Postenbereich fanden wir den Genossen Krohn erschossen im Grase liegend. Sein Posten, ein gewisser Trübe aus Schwerin, der erst seit 4 Wochen bei uns im Grenzkommando war, war nicht auffindbar.

Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß er ein westlicher Agent und der Mörder von Ulrich war.

Den Anblick des toten Genossen werde ich niemals vergessen. Die Beisetzung fand in seinem Heimatort bei Neustrelitz am Tage seiner geplanten Hochzeit statt. Ich habe noch heute den unsagbaren Schmerz seiner Verlobten vor Augen."

Der Mörder flüchtete nach seiner Tat zu seinen Auftrag- und Geldgebern in die BRD. Trotz Auslieferungsersuchen der DDR stellten sich die BRD-Behörden schützend vor den Mörder und weigerten sich, ihn auszuliefern, damit er seiner gerechten Strafe zugeführt werden konnte.

In der Grenzkompanie Groß Thurow befindet sich eine Gedenktafel, die an unseren Genossen Oberwachtmeister Ulrich Krohn erinnert.

Tag für Tag gehen die Genossen auf dem Weg zur Grenze an dieser Tafel vorbei und erfüllen mit ihrem Dienst zur zuverlässigen Sicherung der Staatsgrenze sein Vermächtnis.

## Dieser Staat ist unser Leben

Dieser Staat ist unser Leben.
Mit dem Leben stehn wir ein,
um ihm Sicherheit zu geben.
Das soll unantastbar sein:

Das Zeichen, das auf den Grenzsäulen steht,
das hell im Herz unserer Fahne weht,
Hammer, Zirkel, Ährenkranz,
Glückssymbol des Vaterlands,

das soll unantastbar sein!

Wir stehen mit dem Leben dafür ein.

Helmut Preißler



**Wachtmeister HELMUT JUST**

geboren 2. 7. 1933 — ermordet 30. 12. 1952

## Tatort: Behmstraße

Berlin im Jahre 1952. Die Millionenstadt ist gespalten. Hier die Hauptstadt der DDR, Berlin, und dort Westberlin, „Frontstadt" des kalten Krieges als Speerspitze gegen Sozialismus und Fortschritt gerichtet. Im westlichen Teil der ehemaligen „Reichshauptstadt" hatten sich seit den Tagen der Spaltung im Jahre 1948 Dutzende und aber Dutzende Spionage- und Terrororganisationen etabliert. Agentenzentralen, wie die „Kampfgruppe gegen die Unmenschlichkeit", der „Untersuchungsausschuß freiheitlicher Juristen" oder die Geheimdienste der westlichen Besatzungsmächte bis hin zu den „Ostbüros" der Bonner Parteien, alle hatten ein Ziel, die junge DDR zu liquidieren oder zumindest den Aufbau zu stören und zu verlangsamen.

Die von den „Frontstadtstrategen" verursachte Spaltung mit all ihren Folgen hatte eine Lage geschaffen, die zum Schutze des Aufbaues in der Republik die Sicherung der Grenze zu Westberlin erforderte. Man stelle sich vor: Zwei Währungen in einer Stadt – das trennte mehr als Mauer und Zaun – waren die Basis für Spekulationen, Schiebereien, Wirtschaftsverbrechen, dunkle politische Geschäfte und vielerlei kriminelle Delikte. Deshalb wurde die Grenze zwischen der Hauptstadt der DDR, Berlin, und Westberlin von der Volkspolizei und die Grenze zwischen der DDR, Bezirk Potsdam, und Westberlin von der Deutschen Grenzpolizei gesichert.

Auch hier war die Lage an der Staatsgrenze von Provokationen und inszenierten Zwischenfällen von westlicher Seite aus gekennzeichnet. Dazu kam, daß diese offene Grenze täglich von Hunderttausenden Personen in beiderlei Richtungen passiert wurde. Den Grenzsicherungsorganen der DDR oblag dabei vor allem die Kontrolle dieses Grenzverkehrs an den Grenzübergängen, von denen es eine große Anzahl gab.

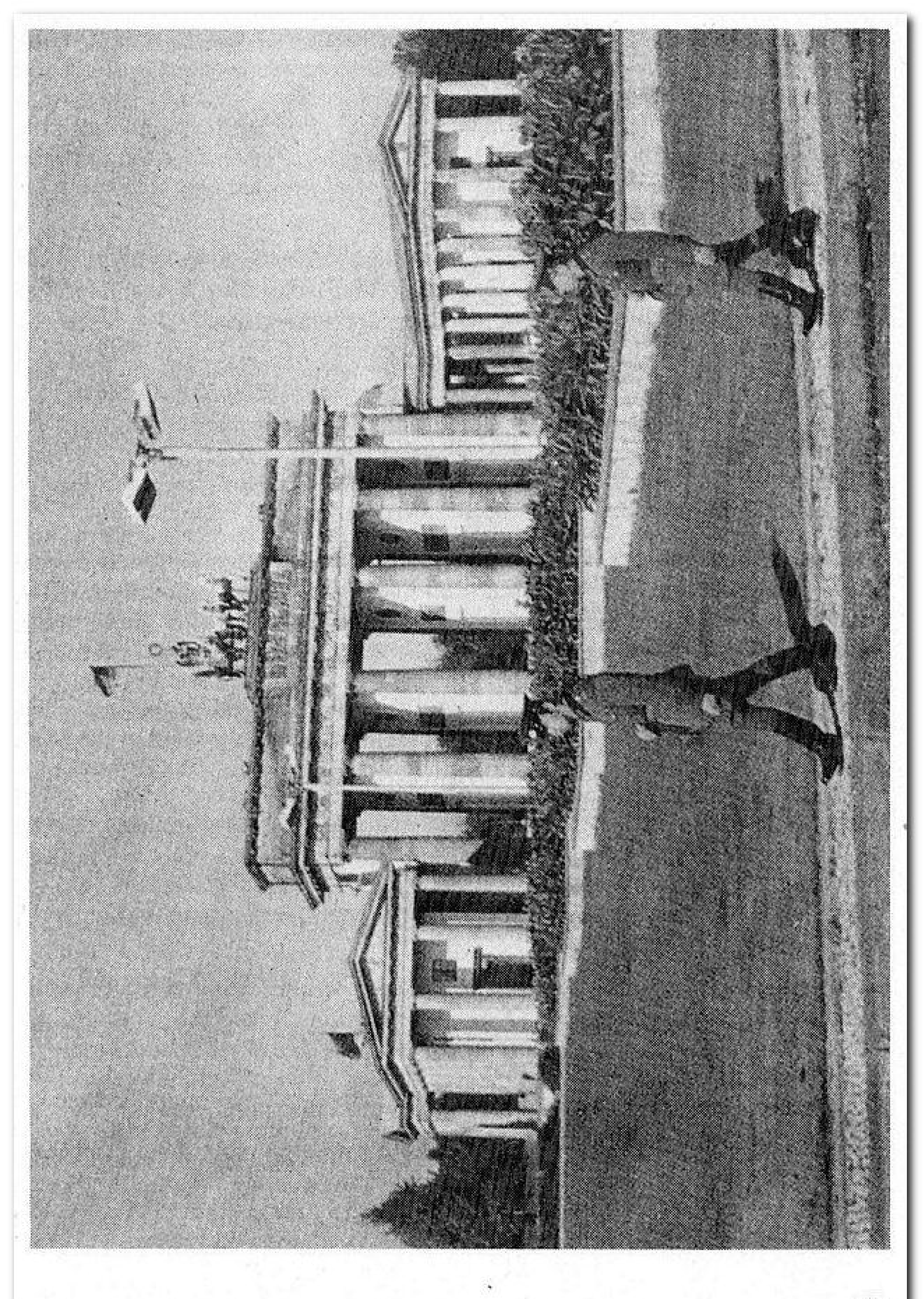
Als am Neujahrsmorgen des Jahres 1953 die Leser die Zeitung „Neues Deutschland" aufschlugen, lasen sie unter der Überschrift „Meuchelmord westberliner Frontstadtgangster an einem jungen Berliner Volkspolizisten" folgendes: „Am 30. Dezember 1952, kurz vor 21.00 Uhr wurde in unmittelbarer Nähe der Sektorengrenze ein kaltblütig organisierter Meuchelmord an einem Berliner Volkspolizisten verübt. Der 19jährige Volkspolizeiunterwachtmeister Helmut Just wurde vor der Behm-Brücke, die vom Bezirk Prenzlauer Berg im demokratischen Sektor zum französischen Sektor führt, von zwei Banditen von hinten angefallen und aus kürzester Entfernung heimtückisch niedergeschossen."

Aus einer Skizze war der Verlauf dieses abscheulichen Verbrechens zu ersehen. Was war geschehen?

Am 30. Dezember 1952 verläßt der Volkspolizist Helmut Just, der einer Einheit zur Sicherung der Sektorengrenze angehörte, seine Dienststelle, um einen Genossen, der an obengenannter Behm-Brücke seinen Dienst an der Grenze versah, abzulösen. Eigentlich hätte Helmut Just an diesem Abend dienstfrei. Als ihn aber ein verheirateter Genosse darum bat, für ihn den Dienst zu übernehmen, sagte er zu. Auf Grund von Zeugenaussagen und vorgefundenen Spuren konnte sein letzter Weg ziemlich genau rekonstruiert werden. Er ging in Richtung Brücke auf der rechten Seite der Behmstraße. Ungefähr vor dem Haus Nummer 67 wechselte er auf die andere Seite der Straße. Der Abend war sehr dunkel und neblig. Es war gegen 21.00 Uhr. Seit geraumer Zeit hatte auf westberliner Seite ein fortwährendes Knallen von Feuerwerkskörpern eingesetzt, die in diesen Tagen zu Silvester verkauft worden waren. Das sollte den Verbrechern als tarnende Geräuschkulisse dienen. Als er auf der linken, unbebauten Seite der Straße weiterging, kamen laut Zeugenaussagen, vom Eingang des letzten Hauses der Behmstraße zwei unbekannte Männer und überquerten ebenfalls die Fahrbahn. Kurz hinter dem Volkspolizisten erreichten sie die linke Seite. In diesem Moment schossen sie ihn aus nächster Nähe mit einer Pistole Kaliber 7,65 mm nieder. Helmut Just blieb in seinem Blute auf der nur wenig beleuchteten linken Straßenseite einige Zeit liegen, ehe er aufgefunden wurde. Bewohner der Behmstraße sahen die auf dem Boden liegende Gestalt und benachrichtigten sofort den Posten an der Grenze.

Eineinhalb Meter entfernt lag die leere Patronenhülse. Die Täter hatten sie, ihrer Sache sicher, liegenlassen. Sie wurden von Zeugen gesehen, aber nicht erkannt. Daß die meuchelmörderische Tat von Helfershelfern gedeckt und unterstützt wurde, wies die Tatsache aus, daß nach Aussagen einiger Bewohner der Behmstraße unmittelbar nach dem Verbrechen die Knallerei mit Feuerwerkskörpern in Westberlin schlagartig aufhörte. Dieses gemeine Verbrechen löste unter den Berlinern helle Empörung aus. Am 5. Januar 1953 versammelten sich am Nachmittag auf dem Berliner „Platz der Akademie" tausende Bürger Berlins, um in einer Trauerkundgebung Abschied von dem ermordeten Volkspolizisten zu nehmen.

Das Mitglied des Politbüros des ZK der SED und Oberbürgermeister von Berlin, Genosse Friedrich Ebert, ergriff das Wort: „In der Erfüllung Deiner freiwillig übernommenen nationalen Aufgabe und kameradschaftlichen Pflicht haben feige Mörder Dich im Auftrage der Agenten



des amerikanischen Imperialismus niedergeschossen!" Weiter fuhr er fort: „Berlin soll die Funktion des Funkens übernehmen, der die in Westdeutschland bereitliegende geballte amerikanische Ladung gegen den Frieden der Welt ... zur Explosion bringt." Friedrich Ebert charakterisierte dabei die Rolle Westberlins. Er sagte: „Um es für diese Funktion reif zu machen, hat man in Westberlin ein ganzes System von Mord- und Terrororganisationen geschaffen."

Zum Schluß rief er aus, daß der junge deutsche Patriot Helmut Just als Vorbild gefallen ist, und sein Tod wird uns stets dazu ermahnen, die Verteidigungsbereitschaft der Deutschen Demokratischen Republik in jeder Stunde und mit allen Mitteln zu stärken.

Es erklang das alte Lied „Brüder zur Sonne zur Freiheit". Dann setzte sich der endlose Trauerzug in Bewegung. Dem auf einem Wagen aufgebahrten Sarg folgten die Mutter und die Geschwister, die vom 1. Sekretär der Bezirksleitung der SED Berlin begleitet wurden. Ihnen folgte eine nach zehntausenden zählende Menschenmenge.

An der Grabstätte auf dem Zentralfriedhof Berlin-Friedrichsfelde klang dann ein Trommelwirbel auf, die Ehrenkompanie präsentierte das Gewehr, die Fahnen senkten sich. Dreimal verhallte der Ehrensalut, während der Sarg langsam in die Erde versenkt wurde. Der 1. Bezirkssekretär stützte die Mutter Helmut Justs, als sie mit ihrer Tochter und ihrem Sohn Horst, der ebenfalls die Uniform der Volkspolizei trug, noch einmal ans offene Grab trat, um ihrem Kinde den letzten Gruß zu sagen.

Helmut Just, der im Schicksalsjahr 1933 in einer Arbeiterfamilie geboren wurde, wuchs dank der Erziehung seiner Eltern, der Zeit des Faschismus zum Trotz, zu einem aufrechten, ehrlichen Menschen heran. Helmut hing sehr an seinen Eltern. Oft hatte er zu seinen Freunden gesagt: „Ich habe gute Eltern."

Und wie es für die damalige Zeit für Arbeiterkinder gang und gäbe war, besuchte er von 1940 bis 1949 die Volksschule in Berlin. Seine Lehrer bescheinigten ihm, daß er stets ein guter Schüler war. Schon während der Schulzeit träumte er davon, einmal ein guter Sportler zu werden. Schulkameraden und Freunde nannten ihn scherzhaft „Juste".

Im September 1949 begann er im VEB Ausbau Berlin-Pankow die Lehre als Maler. Neben seiner klassenbewußten Erziehung durch die Eltern war es vor allem auch die Zeit der Lehre, die wesentlich sein Bewußtsein entwickelte und wertvolle Charaktereigenschaften formte.

Sein Lehrgeselle nahm großen Einfluß auf den Malerlehrling und weckte in ihm eine verantwortungsbewußte Einstellung zur Arbeit und zum sozialistischen Eigentum. Oft sagte er zu seinen Lehrlingen: „Jungs, verschwendet kein Material. Jeder Ziegel, den ihr leichtfertig zerschlagt, jede Kelle Mörtel, die verloren geht, jedes Gramm Farbe, das vergeudet wird, schadet dem Volk und da ihr ein Teil des Volkes seid, schadet ihr euch selbst!" Helmut nahm mit offenem Herzen und wachem Verstand diese Lehren auf. Er wollte nicht so in den Tag hineinleben, sondern aktiver Mithelfer beim sozialistischen Aufbau sein.

Zu Hause saß er hinter Büchern und lernte. Bei der Arbeit auf dem Bau gab er sich die größte Mühe, sich die handwerklichen Fertigkeiten schnell und gut anzueignen. Bei den ersten sozialistischen Bauten an der Berliner Weberwiese arbeitete er mit. Seine vorbildliche Einstellung zur Arbeit, sein Können und sein unermüdlicher Fleiß gaben ihm die Möglichkeit, bereits im Juli 1952 seine Gesellenprüfung zu machen. Die Note „gut" war der Lohn seines Mühens.

Neben seiner Arbeit verfolgte er ständig das politische Geschehen, und so ist es verständlich, daß er sich nach beendeter Lehrzeit freiwillig zum Ehrendienst in der Volkspolizei meldete. In einem Brief an einen seiner Freunde schrieb er dazu: „ . . . Ja, ich hatte schon lange im Sinn gehabt, in den Dienst der Volkspolizei zu treten, aber das mit der Waffe in der Hand hat mir nicht gefallen. Jetzt habe ich erkannt, wie wichtig es ist, eine nationale Streitkraft aufzustellen. Und darum werde ich alles tun, was in meiner Macht steht, die DDR zu verteidigen." Sein Vorgesetzter Günther Töpfer, der Helmut Just in den ersten Wochen in der Volkspolizei ausbildete, charakterisierte den jungen Arbeiter so: „Mit seinen Leistungen waren wir alle sehr zufrieden. Er war immer zuverlässig. Erhielt er einen Auftrag, so führte er diesen gewissenhaft aus. ‚In Ordnung! Wird gemacht', erwiderte er immer lachend, wenn er einen Auftrag erhielt." Spätestens hier muß man von dem Sportler Helmut Just sprechen. Ein guter Sportler zu werden, war das Ziel, nach dem er ständig strebte. Er hatte sich den Boxsport auserkoren. Von Natur aus hatte er nicht die Körperkräfte und die Konstitution, die es anderen Sportlern ermöglichten, ihre Boxerlaufbahn mit einer Serie von Siegen zu beginnen. Schwer mußte er sich das ABC des Boxens erwerben. Jeder andere hätte vielleicht schon aufgegeben, wenn er, wie Helmut, dreizehnmal hintereinander als Verlierer aus dem Ring steigen mußte. Seinem unermüdlichen Training, seinem festen Willen, seinem Mut und seiner Beharrlichkeit dankte er seine späteren Siege. Der Boxsport war Helmuts ein und alles. Er war eisern im Training und stählte systema-

tisch seinen Körper für große Kämpfe, die er in Binz, Warnemünde, in Erfurt und Berlin bestritt.
Sein letzter Trainer, aus der Boxstaffel der Volkspolizei Berlin, sagte über seinen Schützling: „Helmut Just war mein Lieblingsschüler. Seine Stärke war die Sauberkeit, die Technik im Boxen. Wenn er auch nur kurze Zeit bei uns war, so war er doch der eifrigste und fleißigste Nachwuchsboxer unserer Staffel, immer hilfsbereit und moralisch sauber. Sein Training nahm er sehr ernst und hat dadurch die meisten der in letzter Zeit ausgetragenen Boxkämpfe gewonnen."

Wachtmeister Helmut Rühling war der Letzte, der vor dem Mord mit Helmut Just gesprochen hatte: „Ich habe Helmut Just erst während meiner Dienstzeit in der Volkspolizei kennengelernt", erklärte er. „Am Abend des 30. Dezember, kurz bevor er heimtückisch niedergeschossen wurde, haben wir uns noch unterhalten. Dabei erzählte er mir, daß er am anderen Tag wieder zum Boxtraining gehen wollte, damit er wohlgerüstet den nächsten Kampf bestreiten kann."

Helmut Just war ein Mensch mit großen Qualitäten, der als Mitglied der Freien Deutschen Jugend dem damaligen FDJ-Statut nachlebte, in dem es hieß, daß jeder FDJler die Pflicht hat, „gute moralische Qualitäten, wie Kameradschaft, Kühnheit, Einsatzbereitschaft, Fleiß, Aufrichtigkeit, Höflichkeit, Hilfsbereitschaft und saubere, gesunde Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen zum inneren Gesetz seiner Handlungen zu machen".

Für seine Treue und seinen vorbildlichen Einsatz wurde Wachtmeister Helmut Just mit dem „Ehrenzeichen der Deutschen Volkspolizei" ausgezeichnet.

Die Behmstraße, in der das abscheuliche Verbrechen geschah, trägt heute den Namen „Helmut-Just-Straße". Viele Kollektive in Betrieben und Institutionen tragen seinen Namen, unter ihnen eine Gemeinschaft der Sportvereinigung „Dynamo".

# UNSERE FAHNE WIRD WEHEN, SIEGREICH UND STARK!

Grabinschrift

Unter uns

Überall und täglich

leben Helden

Mit Mut und Kühnheit

Der Grenzsoldat

Auf der Sturmbahn

Beim Marsch

Auf dem Postenturm

Den Feind im Visier

Fritz Otto

Liebs, Janello, Schmidt

Hauptmann Arnstadt

Unteroffizier EGON SCHULTZ

Die ewige Flamme des Ruhmes

Brennt

Über ihren Gräbern

Wir erfüllen ihr VERMÄCHTNIS

Major Klaus Peters



Gefreiter **WALDEMAR ESTEL**

geboren 5. 2. 1932 ermordet 3. 9. 1956

## Der Mörder kam aus der BRD

Frohes Lachen, Singen und Spielen bestimmen das muntere Treiben im Kinderferienlager am Arendsee in der schönen Altmark. Hier erholen sich seit langem alljährlich Jungen und Mädchen von Angehörigen der Grenztruppen der DDR. Am Eingang des Lagers ein Schild, das hinweist, daß dieses Pionierferienlager den Namen „Waldemar Estel" trägt. Die Kinder erfahren während ihres Lageraufenthaltes, wer Waldemar Estel war.

Etwa zur gleichen Zeit wie Helmut Just wurde Waldemar Estel im Jahre 1952 Angehöriger der bewaffneten Organe unserer Republik. Er meldete sich freiwillig für einen dreijährigen Dienst in der Deutschen Grenzpolizei. Er wurde am 5. Februar 1932 in Schwarzhagen, Kreis Osterburg, geboren. Nach dem Besuch der Volksschule war er als Arbeiter in einer Ziegelei tätig. Jeder Ziegel, der durch seine Hände ging, war ein Stück friedliches und glückliches Leben. Da Waldemar Estel aufmerksam auch das politische Geschehen verfolgte, war ihm nicht entgangen, welche Gefahr von dem anderen deutschen Staat ausging, der alles daran setzte, die junge DDR zu liquidieren.

Vom ersten Tag seines Dienstes in der Deutschen Grenzpolizei an zeichnete sich der junge Arbeiter durch gute Disziplin, Gewissenhaftigkeit und hohe Einsatzbereitschaft aus. Stolz trug er in den ersten Wochen die blaue Uniform mit dem G auf dem linken Ärmel. Als im Herbst 1952 die Deutsche Grenzpolizei neue, khakifarbene Uniformen erhielt und der grüne Mützenstreifen ihn als Grenzer auswies, war er nicht minder stolz. Mit der Einführung militärischer Dienstgrade erhielt Waldemar Estel die Silberlitze eines Gefreiten.

Sein Dienstort wurde Buttlar in der Rhön. Hier, zwischen steilen Bergkuppen und grünen Weiden, versah er seinen Dienst an der Grenze zur imperialistischen BRD.

So wie er sich als Arbeiter in der Produktion durch Zuverlässigkeit und Fleiß ausgezeichnet hatte, war er auch im Grenzdienst zuverlässig und stets wachsam. In der FDJ-Organisation gehörte er zu den aktivsten Mitgliedern. Jede sich bietende Gelegenheit nutzte er, um Sport zu treiben. Auch von den ihm in der Dienststelle gebotenen Möglichkeiten zur Weiterbildung machte Genosse Estel regen Gebrauch. Oft sah man ihn über Büchern sitzen und lesen. Hier an der Grenze lernte er den Klassenkampf in einer besonderen Form kennen. Oft versuchten Kräfte der BRD – Bundesgrenzschutz und Zöllner – die Grenzer zu provozieren oder zum Verrat an der Sache der Arbeiterklasse zu bewegen.

Genosse Estel verhielt sich in solchen Situationen standhaft und klassenbewußt. Auf Grund seiner treuen Pflichterfüllung konnte er während seiner Dienstzeit dreizehnmal belobigt werden.

Im Jahre 1954 gelang es ihm, gemeinsam mit seinem Posten auf Grund guter Beobachtung, vorbildlicher Wachsamkeit und taktisch klugen Handelns im Abschnitt einen Agenten des amerikanischen Geheimdienstes beim Grenzdurchbruch festzunehmen.

Als im Sommer 1955 seine dreijährige Dienstzeit zu Ende ging, und die Genossen mit ihm sprachen, seine Dienstzeit bei der Deutschen Grenzpolizei zu verlängern, erklärte sich Waldemar Estel bereit, weiter an der Grenze seine patriotische und internationalistische Pflicht zu erfüllen. Genosse Estel hatte während seiner Dienstzeit erkannt, wo sein Platz als Mitglied des sozialistischen Jugendverbandes war. Diese Erkenntnis und viele ausführliche Gespräche mit den Kommunisten seiner Einheit bewogen ihn auch, im Sommer 1956 den Antrag auf Aufnahme in die Partei der Arbeiterklasse zu stellen. Am 3. September 1956 erhielt Gefreiter Estel den Auftrag, mit dem Pferdegespann den Kontrollstreifen im Grenzabschnitt nahe der Fernverkehrsstraße 84 zu bearbeiten. Ihm war zur Sicherung Soldat Gernau beigegeben.

Am Nachmittag gegen 15.15 Uhr näherte sich, aus dem westlichen Hinterland kommend, auf der Straße in Richtung Staatsgrenze ein grüner „Mercedes". Am westlichen Schlagbaum angekommen, hielt der Wagen. Eine männliche Person stieg aus. Der Mann blickte sich kurz um. In den Händen hielt er eine Karte. Er umging den Schlagbaum und eine dort befindliche Drahtsperre. Dann drang er in das Territorium der DDR ein und überschritt den Kontrollstreifen. Gefreiter Estel stellte den Grenzverletzer, nahm ihn fest und forderte ihn auf, zwecks Klärung des Sachverhaltes, ihm zur Grenzkompanie zu folgen. Während der Eskortierung, ungefähr 450 Meter von der Staatsgrenze entfernt, zog der vor dem Gefreiten gehende Grenzverletzer aus seinen Manteltaschen zwei Pistolen und feuerte auf den Grenzpolizisten. Von vier Kugeln im Oberkörper getroffen, brach Waldemar Estel zusammen. Die Schüsse hatten ihn tödlich verletzt. Der Mörder ergriff die Flucht und rannte entlang der Straße 84 in Richtung Grenze. Dabei schoß er mehrmals auf Grenzsoldaten, die ihn an seiner Flucht hindern wollten und gefährdete außerdem das Leben der in der Nähe der Grenze arbeitenden Bauern. Dem Täter gelang es zu entfliehen. Nach späteren Aussagen eines Augenzeugen soll das amtliche Kennzeichen des „Mercedes", ML 4586, Nationalitätenkennzeichen E (Spanien) gelautet haben. Die genaue Untersuchung des Tatherganges und aller damit im Zusammen-

hang stehenden Umstände ergaben zweifelsfrei, daß es sich bei dem Mord an dem Gefreiten Waldemar Estel um eine zielgerichtete, planmäßig organisierte Grenzprovokation handelte. An dieser Stelle ist es angebracht, etwas näher auf die Hintergründe der Mordanschläge einzugehen.

In fast allen Fällen kamen die Mörder aus der BRD oder Westberlin und flüchteten nach ihren Verbrechen dorthin zurück. Das wurde bislang von keiner Seite bestritten. Nun drängt sich dabei die Frage auf, was wurde eigentlich aus den Tätern? Wurden sie jemals für ihre gemeinen Verbrechen gerichtlich zur Verantwortung gezogen?

Diese berechtigte und zwingende Frage muß leider mit einem klaren Nein beantwortet werden. Laufen denn in dieser sich „freiheitlich-demokratischer Rechtsstaat" nennenden Bundesrepublik Mörder frei auf der Straße herum? Darauf muß mit einem ebenso klaren Ja geantwortet werden. Es gab bis zum damaligen Zeitpunkt, und es gibt bis heute keinerlei Hinweise dafür, daß die BRD-Justizorgane überhaupt nur den Versuch unternahmen, in all diesen Fällen Ermittlungen einzuleiten und sich etwa gar der Mühe unterzogen, der Täter habhaft zu werden. Dies alles nimmt nicht Wunder in einem Staat, wo von Anbeginn seiner Existenz SS-Mörder frei herumlaufen, wo Prozesse gegen KZ-Wächter gar nicht erst eingeleitet wurden oder, wenn sie auf Druck der Weltöffentlichkeit wohl oder übel begonnen werden mußten, jahrelang verschleppt wurden.

In dem in der BRD gültigen Strafgesetzbuch heißt es: „Mörder ist, wer aus Mordlust, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, aus Habgier oder sonst aus niedrigen Beweggründen heimtückisch oder grausam oder mit gemeingefährlichen Mitteln oder um eine andere Straftat zu ermöglichen oder zu verdecken einen Menschen tötet." Man müßte eigentlich annehmen, daß dieser Paragraph dem Gesetzgeber die Verfolgung eines Mörders logischerweise zur Pflicht macht. Doch weit gefehlt. Im Gegenteil, die Mörder wurden nicht nur nicht strafrechtlich zur Verantwortung gezogen, sie gingen straffrei aus, obwohl seit Jahrhunderten Mord zu jenen Verbrechen zählt, die bei allen Völkern und in allen Kulturkreisen als die schwersten galten.

Was waren die Gründe, für die jeder Rechts- und Moralauffassung hohnsprechenden Praxis?

Nach der Bonner Doktrin war die DDR „nicht existent". In den Augen dieser Politiker war der erste deutsche Staat der Arbeiter und Bauern nicht vorhanden, weil eben nicht sein kann, was nicht sein darf. Ergo

hatte dieser nicht bestehende Staat kein eigenes Territorium also auch keine Grenzen und demzufolge auch keine Grenzsicherungskräfte. Und da etwas, was nicht existiert, nicht beseitigt werden kann, gab es folglich auch keine Morde an dieser Grenze. Bei allen Vorkommnissen an der Grenze zur DDR, wo vom Gebiet der BRD aus auf Grenzposten der DDR geschossen wurde oder wo von dort bewaffnete Eindringlinge kamen und sich nach begangenen Verbrechen wieder dorthin zurückzogen, wurden von den BRD-Behörden diese jeweiligen Vorfälle geleugnet oder man erklärte sich für unzuständig.

Mit diesen Morden an der Grenze wollte man Unruhe im Grenzgebiet stiften, die Angehörigen der Grenzsicherungskräfte verunsichern oder einschüchtern und fortschrittliche Kräfte abschrecken, mit den Kommunisten gemeinsam zu handeln. Den professionellen Antikommunisten waren die jungen Grenzsoldaten ein Dorn im Auge, verkörperten sie doch in ihrer Person das neue, fortschrittliche Deutschland, waren sie doch der lebendige Beweis für die Anziehungskraft der revolutionären Partei und ihrer umwälzenden Ideen. Und sie waren nicht zuletzt junge Arbeiter und Bauern, die mit der Waffe in der Hand selbstlos und opferbereit eine Ordnung verteidigten, in der Monopole und Junker entmachtet waren, eine Ordnung, die es nach Ansicht des Klassenfeindes gar nicht geben durfte und deren Grenze man auf gar keinen Fall respektieren wollte.




Unteroffizier JÖRGEN SCHMIDTCHEN

geboren 28. 6. 1941

ermordet 18. 4. 1962

## Ein Zimmer sagt aus

Auf dem langen Flur einer Einheit des Grenzregimentes „Walter Junker" hängt ein großes Gemälde. Es ist das Porträt eines Grenzsoldaten. Große kluge Augen schauen den Betrachter an. Ein offenes, junges Gesicht. Man kann darin lesen. Zukunftserwartung, Optimismus und um die Mundwinkel einige energische Züge. Unterm Bild steht: „Unteroffizier Jörgen Schmidtchen, sein Tod ist uns Vermächtnis". Davor auf einem mit rotem Tuch umhüllten Postament ein Stahlhelm – sein Stahlhelm.

Am anderen Ende des Flures linkerhand an einer Tür ein kleines schmuckloses Schildchen: „Gedenkzimmer" Ein hell getünchter Raum, am Fenster ein Soldatenbett. Es ist sauber bezogen, keine Falte. Daneben ein Spind. An der Wand überm Bett Fotos und Dokumentenabschriften. Gegenüber eine Glasvitrine. Darinnen das FDJ-Dokument des Genossen Schmidtchen, FDGB-Buch und Sportausweise, einige Fotos. Auf einem Bild Jörgen als Kind mit seinen fünf Geschwistern. Ein anderes zeigt Jörgen als Soldat mit seinen Genossen im Ausgang. Ein lebensfroher Mensch. Blumen und Grünpflanzen, Fotos, Dokumente und Schriftstücke heben das Zimmer aus dem allgemeinen Milieu einer alltäglichen Soldatenstube heraus.
Jeder neue Genosse, der in diese Kompanie versetzt wird, besucht als erstes diesen Raum. Viele Schulklassen, Brigaden aus Betrieben und sowjetische Waffenbrüder haben sich hier mit dem Leben des unvergessenen Grenzsoldaten Jörgen Schmidtchen vertraut gemacht.

In einer schweren Zeit, die faschistischen Barbaren hatten die Lande mit Krieg, Elend und Verderben überzogen, wurde 1941 Jörgen Schmidtchen in Leipzig geboren. Trotz der Härte und Nöte der Kriegs- und Nachkriegsjahre erzogen ihn seine arbeitssamen Eltern zu einem aufrechten Menschen. Unter großen Entbehrungen umsorgten sie ihre Kinder. Sie wuchsen zu rechtschaffenen Bürgern unseres Staates heran. Jörgen sprach oft mit größter Hochachtung und Verehrung von seiner Mutter und seinem Vater. In dieser guten Obhut wurde er ein entschlossener, zielstrebiger junger Mann, der mit Herz und Verstand an unserer gesellschaftlichen Entwicklung teilnahm.

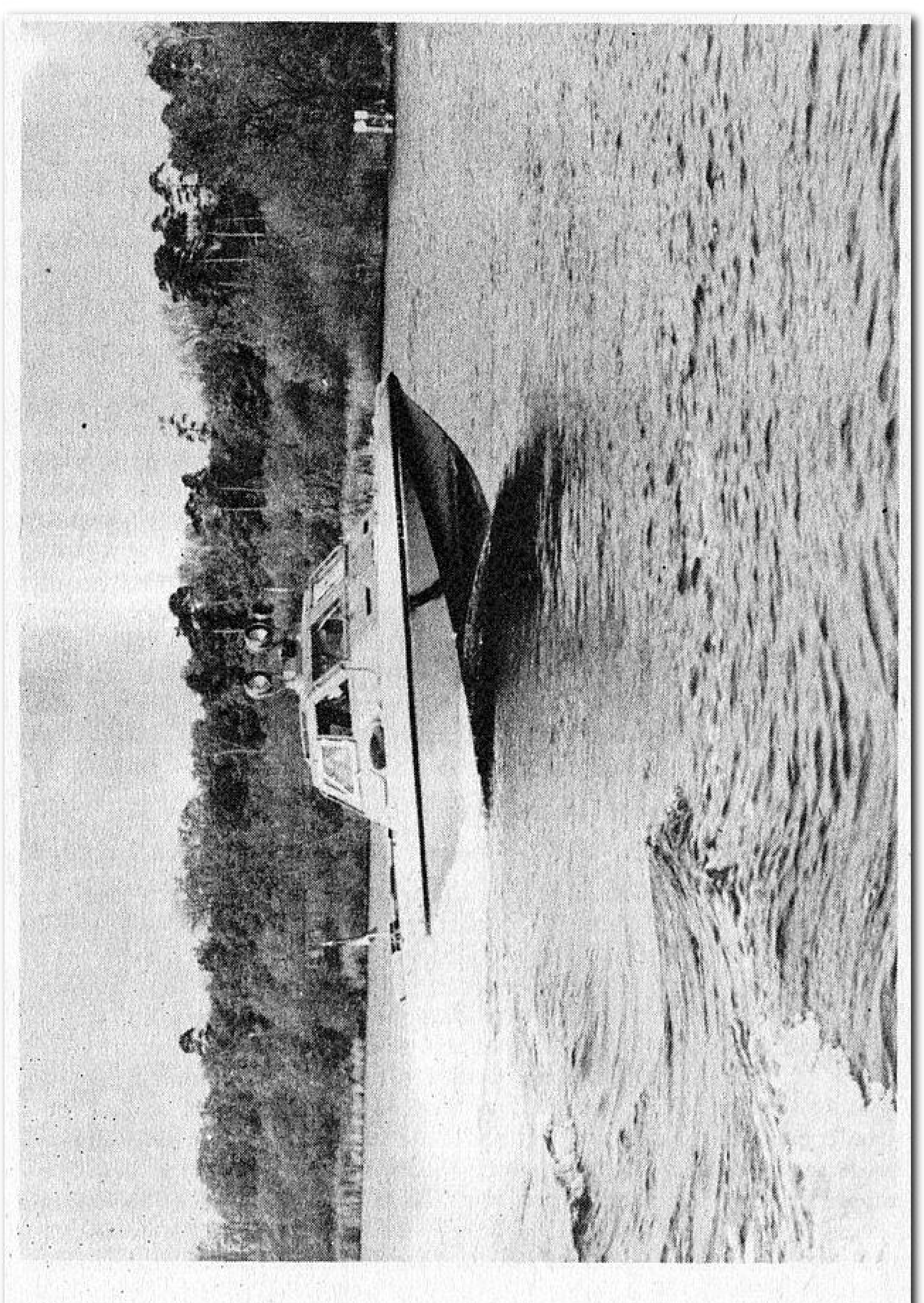
In den Jahren der Grundschule von 1947 bis 1955 zeigte er gute Leistungen. Als Pionier war er emsig und rege. In der FDJ-Organisation gehörte Jörgen zu den Jugendfreunden, die Einfluß auf ihre Umgebung nahmen. So half er vor allem sein Kollektiv zu formen und zu festigen.

Im VEB Galvanotechnik Leipzig war er in seinem Arbeitskollektiv beliebt und geschätzt. Hier erlernte er den Beruf eines Galvaniseurs. Seine Lehrzeit schloß er mit guten Ergebnissen ab. Danach arbeitete er im Industriewerk Ludwigsfelde, dem heutigen IFA-Kombinat für Nutzkraftwagen. Jörgen Schmidtchen gehörte als Jungfacharbeiter zu denen, die stets gute Qualität lieferten und ihre Aufgaben vorbildlich erfüllten. Auch hier war er in der sozialistischen Jugendorganisation aktiv tätig. In diesem Betrieb arbeitete er, bis er sein Werkzeug gegen die Waffe vertauschte und 1960 Angehöriger der bewaffneten Organe der DDR wurde.

Er war schon Soldat, da zeichnete ihn sein Betrieb als Jungaktivisten aus. In der Begründung stand: „Für gute Arbeit im Betrieb und für seinen vorbildlichen Dienst an der Grenze". Von allen geachtet, erfüllte er seinen militärischen Auftrag vorbildlich. Hier blieb sich der junge Arbeiter treu. Schon in den ersten Wochen der militärischen Ausbildung fanden seine Leistungen mehrmals Dank und Anerkennung durch den Kommandeur. Es waren vor allem seine Disziplin, Ordnungsliebe und sein unermüdlicher Lerneifer, die ihm Vertrauen und Achtung einbrachten.
Der ereignisreiche Sommer 1961 sah ihn an der Grenze zu Westberlin. Standhaft und klassenbewußt erfüllte er alle Befehle, die ihm zum Schutze der Staatsgrenze aufgetragen wurden. Für seine vorbildliche Pflichterfüllung als Postenführer wurde er vor der Truppenfahne fotografiert. Das Bestenabzeichen erhielt er Ende des Ausbildungsjahres 1961.

Nach seinem Ehrendienst wollte er ein Studium aufnehmen und Ingenieur werden.

Am 18. April 1962 war Gefreiter Schmidtchen mit seinem Posten an der Staatsgrenze zu Westberlin eingesetzt. In diesen Tagen war es ein besonders verantwortungsvoller Dienst. Immer wieder versuchten feindliche Elemente zu provozieren oder die Grenze zu durchbrechen. Gefreiter Schmidtchen versah an einem Schwerpunktabschnitt seinen Dienst. Hier hatte es der Klassenfeind darauf abgesehen, die Staatsgrenze „durchlässig" zu machen. Unsere Grenzsoldaten kannten das zur Genüge. Höchste Wachsamkeit war deshalb ständig geboten. Das unübersichtliche Gelände erschwerte die Sicherung. Für die bewaffneten Banditen, die hier die Grenze durchbrechen wollten, war das von Vorteil. Als Gefreiter Schmidtchen die Grenzverletzer stellte, eröffneten diese sofort und rücksichtslos das Feuer auf den Grenzposten. Die Grenzer schossen zurück. Bei dem Feuergefecht wurde Genosse Schmidtchen



tödlich getroffen. Ein Bandit konnte unschädlich gemacht werden, während dem anderen die Flucht gelang.

Unser Staat würdigte die Verdienste von Jörgen Schmidtchen. Er wurde post mortem zum Unteroffizier befördert und mit dem Ehrenzeichen der Deutschen Volkspolizei ausgezeichnet. Der Zentralrat der FDJ verlieh ihm die „Artur-Becker-Medaille" in Gold. Seine Genossen charakterisierten ihren toten Genossen so. Soldat Heinrich: „Er war uns jederzeit Vorbild. Er half nicht nur mir, sondern jedem im Kollektiv." Der FDJ-Sekretär der Kompanie, in der Genosse Schmidtchen diente, Unteroffizier Bräuer, würdigte in einer treffenden Einschätzung die ganze Persönlichkeit unseres jungen Helden: „Er ist uns Vorbild, weil er stark im Charakter, kameradschaftlich im Umgang mit den Genossen und kompromißlos in seiner Haltung zum Feinde war."

Auf dem Friedhof in Leipzig-Schönefeld fand Unteroffizier Schmidtchen seine letzte Ruhestätte.

Viele Kollektive in der DDR tragen seinen Namen, darunter ein Jugendklubhaus in Leipzig.



Unteroffizier MANFRED WEISS

geboren 1. 3. 1943 ermordet 19. 5. 1962

## Unvergessen

In den Junitagen des Jahres 1979 stand vor den Schranken des 1. Militärstrafsenats des Militärobergerichtes Berlin der Bürger der BRD, Günter Jablonski. Er war des Mordes an einem Angehörigen der Grenztruppen der DDR angeklagt. In der mehrtägigen Hauptverhandlung wurde durch kriminalistische Tatortbefunde, Zeugenaussagen, Gutachten, das Geständnis des Angeklagten und andere Beweise nachgewiesen, daß der in Bad Salzdetfurth in der BRD wohnende Günter Jablonski am 19. Mai 1962 beim Versuch, die Staatsgrenze der DDR bewaffnet zu durchbrechen, den Angehörigen der Grenztruppen der DDR, Gefreiten Manfred Weiß, in Ausübung seines Dienstes heimtückisch durch mehrere Schüsse in den Rücken getötet hatte.

In der BRD war der Mörder lediglich zu einer Jugendstrafe verurteilt worden, von der er nur sechs Jahre verbüßte. Er ist außerdem in der BRD wegen versuchter Erpressung vorbestraft.
Durch die zuständigen Justizbehörden der BRD war ein Ersuchen des Generalstaatsanwaltes der DDR um Auslieferung abgelehnt worden.

Am 12. Juni 1979 verurteilte das Militärobergericht Berlin Günter Jablonski wegen Mordes zu lebenslangem Freiheitsentzug. Damit wurde ein gemeines Verbrechen nach 17 Jahren gesühnt.

Die entschlossenen Maßnahmen der DDR am 13. August 1961 hatten den Frieden in Europa gesichert und zerstörten die Illusionen imperialistischer Kreise der BRD, die DDR in einem „kleinen Krieg“ überrollen zu können. Westberlin konnte die ihm von den imperialistischen Hauptmächten zugewiesene Rolle als „Brückenkopf“ gegen die Arbeiter-und-Bauern-Macht nicht mehr auf bisherige Art und Weise ausüben. Zur weiteren Stärkung der Landesverteidigung rief damals der sozialistische Jugendverband in einem FDJ-Aufgebot die Jugend des Landes auf. Fast 300 000 Jugendliche erklärten sich daraufhin 1961/62 bereit, freiwillig den Ehrendienst in den bewaffneten Kräften aufzunehmen.

Einer von ihnen war der junge Arbeiter Manfred Weiß aus Erfurt. Im Jahre 1943 wurde er als Sohn von Ruth und Franz Weiß in Gleiwitz geboren. Infolge der Kriegsereignisse mußte seine Familie, die Eltern, er und seine Schwester Karla, nach Neudietendorf bei Erfurt umsiedeln. Hier wurden seine Geschwister Hannelore und Winfried geboren. Die Eltern erzogen ihre Kinder zu klassenbewußten Bürgern.

In Neudietendorf ging Manfred zur Grundschule und wurde dort in die Pionierorganisation „Ernst Thälmann" aufgenommen. Er war mit Freude und Begeisterung Pionier. Nach dem Umzug der Familie nach Erfurt setzte er seinen Schulbesuch in der Bezirksstadt fort. Hier beendete er 1958 die Grundschule. Während seiner Schulzeit arbeitete er in verschiedenen Arbeitsgemeinschaften. Besonders hatte es ihm die Technik angetan, und so wurde er Mitglied des Zirkels „Junger Techniker". Auch bei den „Jungen Sanitätern" war Manfred sehr aktiv. Überhaupt war es ein ausgeprägter Wesenszug von ihm, anderen zu helfen und sie zu unterstützen. Mit vierzehn Jahren trat er in die FDJ ein. Er gehörte zum aktiven Kern seiner Grundorganisation. Als Mitglied des Deutschen Roten Kreuzes der DDR qualifizierte er sich zum Gruppenführer und Rettungsschwimmer. Unermüdlich war er hier tätig. Und die Kameraden des DRK wußten seine gute Mitarbeit zu schätzen.

Nachdem er kurze Zeit bei einem Handwerksmeister gearbeitet hatte, begann er im Februar 1959 seine Lehre als Maurer bei der Bau-Union Erfurt. Während seiner Lehrzeit war er besonders in der FDJ sehr aktiv. Neben der praktischen Arbeit beschäftigte sich Manfred auch viel mit Büchern. Viele Stunden seiner Freizeit gehörten dem Lesen.

Auf Grund seiner Erziehung im Elternhaus und seiner klassenmäßigen Entwicklung als Arbeiter wurde Manfred Weiß 1961 Kandidat der SED. Da er die politische Entwicklung Anfang der 60er Jahre sehr aufmerksam verfolgte und selbst gesellschaftlich aktiv als Genosse arbeitete, gab es für ihn kein Zögern, sich 1961 innerhalb des FDJ-Aufgebotes freiwillig für den Dienst in den Grenztruppen zu melden.

Schon in der Grundausbildung als Soldat zeigte Genosse Weiß vorbildliche politische Haltung und gute militärische Leistungen. Seine Vorgesetzten hoben die ständige Einsatzbereitschaft, seine gute Disziplin und einen nachahmenswerten Lerneifer hervor. Seinen späteren Dienst an der Staatsgrenze versah er vorbildlich. Er zeigte Konsequenz und handelte stets nach den Befehlen und Dienstvorschriften. Seine klassenmäßige Haltung, sein parteiliches Auftreten als Kommunist und die exakte Beherrschung des Soldatenhandwerkes verschafften ihm im Kollektiv Achtung und Autorität. Mehrmals konnte er belobigt werden. Die Vorgesetzten brachten ihm großes Vertrauen entgegen und setzten den Genossen Weiß vorzeitig als Postenführer ein. Genosse Weiß hat dieses Vertrauen nie enttäuscht. Wo er seinen verantwortungsvollen Dienst versah, war der Grenzabschnitt stets zuverlässig gesichert. Durch sein vorbildliches Handeln und seinen klaren politischen Standpunkt nahm er Einfluß auf die Soldaten.

Auszug aus dem
Urteil BS-1-04/79 MOG-Be vom 12.06.1979
gegen den Bürger der Bundesrepublik Deutschland
Günter J a b l o n s k i

Nach dem festgestellten Sachverhalt ist erwiesen, daß der Angeklagte Jablonski einen Mord begangen hat, indem er am 19. Mai 1962 unter Ausnutzung eines bestehenden Vertrauensverhältnisses den

Gefreiten Manfred W e i ß

in Ausübung seines Dienstes durch vier Schüsse in den Rücken zur Ermöglichung einer anderen Straftat heimtückisch tötete.

Obige Abschrift stimmt mit dem genannten Original des Urteils überein.

Sekretär

Sein Ziel war, Unteroffizier in den Grenztruppen zu werden. Der entsprechende Vorschlag lag schon auf dem Tisch, als ihn am 19. Mai 1962 während des Grenzdienstes die Mordkugeln eines Verbrechers töteten. Selbstsüchtige, kriminelle Motive lagen seiner schändlichen Tat zugrunde, für die er 17 Jahre später von der Volksmacht zur Verantwortung gezogen wurde.

## Das Lied vom Feind

Soldat, du hast ein Gewehr in der Hand,
und ein Arbeiter hat es dir gegeben,
und du trägst das Gewehr für dein Vaterland,
und du bürgst für das Arbeiterleben.

Der Feind ist ohne Erbarmen und schlau,
und er nahm uns schon manchen Genossen,
er fragt nicht nach Liebe, nach Kind und Frau
und nach Tränen, so bitter vergossen.

Soldat, wenn dich die Furcht einmal faßt
und du glaubst schon, du mußt unterliegen,
ach, es bleibt auch für dich nur die alte Last
oder furchtlos den Feind zu besiegen.

Darum muß der Soldat gewappnet sein
und bereit, wenn die Stunden schlagen.
Denn wenn die Feinde ihr Feuer spei'n,
dann kann der Soldat nicht um Hilfe schrein,
ja, dann muß er die Feinde verjagen.

Walter Stranka

Horst Liebig

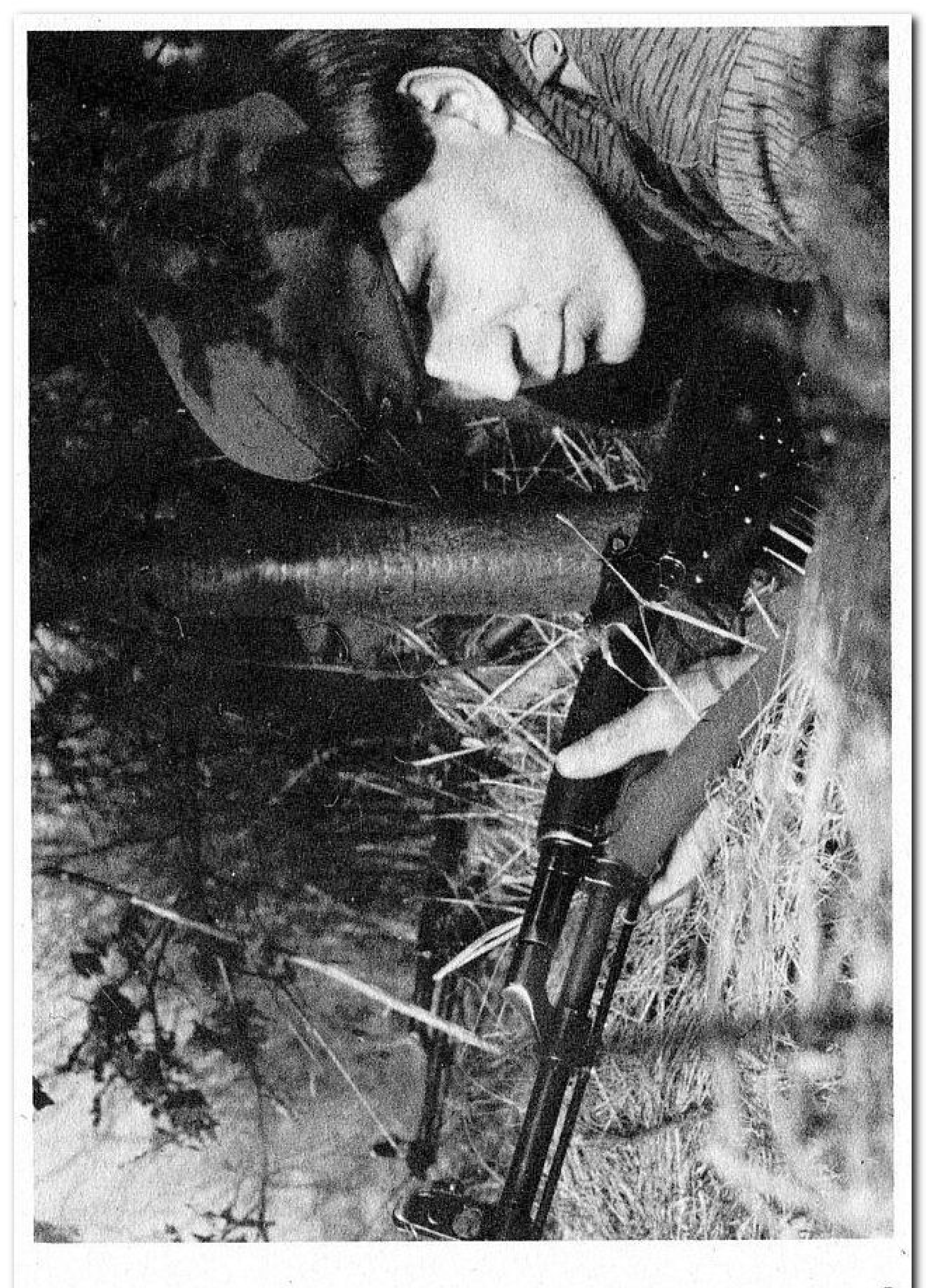
# Wo sie gefallen sind, stehen wir

## Aus den Kampftraditionen der Grenztruppen der DDR

**Teil 2**

---

**Herausgeber: Politische Verwaltung der Grenztruppen der DDR**
**1983**



# Keiner kommt durch, Genossen

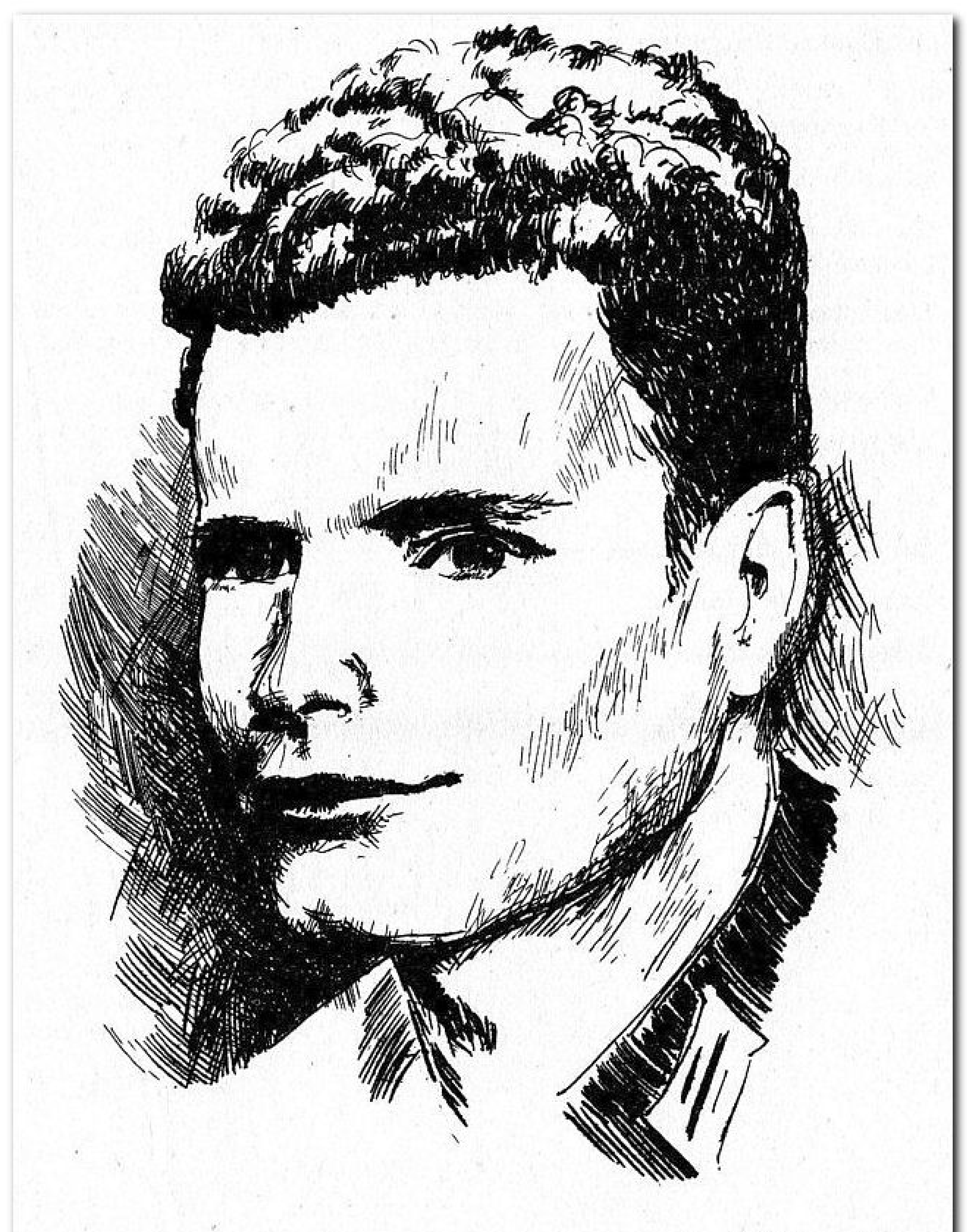
Keiner kommt durch, Genossen,
das sei versprochen!
Nicht den Verführten
lassen wir aus unserem Land
nicht den Verführer lassen wir herein.
Wir verhindern
den Mißbrauch der Dummheit.

Das sei versprochen, Genossen,
keiner kommt durch!
Nicht die Mordbrenner in unser Land,
das neu gestaltete,
nicht die Verlockten
hin in den Irrlichtersumpf.
Wir schützen Selbstmörder
vor ihren Taten.

Das sei versprochen, Genossen,
keiner kommt durch!
Wir heben die Wühlmäuse aus,
halten den Anstürmen stand.
Gegen die schwarz-braune Flut
hält der Schutzwall.
Wir schwören:
Keiner kommt durch, Genossen,
das sei versprochen!

Helmut Preißler

## Inhaltsverzeichnis




**Unteroffizier PETER GÖRING**

geboren 28 .12. 1940 ermordet 23. 5. 1962

## Ein Faschist gab den Befehl

In der Berliner Scharnhorststraße im Stadtbezirk Mitte steht in einer Grünanlage ein Gedenkstein aus Granit. Er erinnert daran, daß am 23. Mai 1962 in diesem Grenzabschnitt Unteroffizier Peter Göring in treuer Pflichterfüllung zum Schutz der Staatsgrenze von Angehörigen der Westberliner Polizei heimtückisch ermordet wurde.

Täglich gehen hier viele Passanten vorbei. Fällt der Blick des einen oder anderen auf diesen Stein, werden die Mienen nachdenklich. Oft liegen vor dem Stein frische Blumen.

Am Vormittag des 23. Mai 1962 saßen in einer alten Berliner Kaserne die Grenzsoldaten Peter Göring und sein Freund Dieter Wussow zusammen. Peter hatte noch eine knappe Stunde Zeit, ehe er zur Ablösung an die Grenze mußte. Sie sprachen über ihre Pläne für die nächsten Wochen. Genosse Göring aß dabei Kuchen und trank Milch. Er erzählte seinem Freund, er habe sich ein Zelt gekauft und wolle im Urlaub im Sommer mit seiner Freundin zum erstenmal im Leben an die Ostsee fahren. Dann verabschiedete sich Peter Göring mit einem Scherzwort von seinem Freund und ging, sich für den bevorstehenden Grenzdienst vorzubereiten.

Stunden später im Grenzabschnitt Spandauer Schiffahrtskanal. Oberfeldwebel Görlich und Gefreiter Göring hatten seit geraumer Zeit in der Nähe der Sandkrugbrücke Posten bezogen. Vom Beobachtungsturm aus konnten sie gut den ihnen zur Sicherung anvertrauten Abschnitt unter Kontrolle halten. Unmittelbar am Kanalufer war ihr Standpunkt. Auf dem gegenüberliegenden Westberliner Ufer auf der Kaimauer befanden sich Lagerschuppen, ein paar Lastkraftwagen und einige Menschen. Dreihundert Meter entfernt standen Wohnhäuser.

Ab und zu tuckerte ein Motorkahn vorbei. Scheinbar ein friedliches Bild. Gegen 17.30 Uhr entdeckten die beiden Grenzer von ihrem Turm aus eine unbekannte männliche Person, die versuchte, in diesem Abschnitt die Grenze zu durchbrechen. Auf Weisung des Postenführers verließ Peter Göring schnell den Postenpunkt und entschloß sich, dem Grenzverletzer den Weg abzuschneiden. Er lief am Kanal entlang, um den Gesetzesbrecher zu stellen. Wahrscheinlich von Peter Göring unbemerkt, stürzten plötzlich etwa ein Dutzend grauberockter Westberliner Polizisten hinter einem Lagerhaus hervor. Am Kanalufer angekommen, rissen sie ihre Schnellfeuergewehre hoch und eröffneten ein wütendes Feuer

auf den DDR-Grenzsoldaten am anderen Ufer. Schußentfernung ca. 40 Meter. Dem gezielten Feuer der Westberliner Polizisten fiel Peter Göring zum Opfer. Zu diesem Zeitpunkt arbeitete Unteroffizier Karl Laumer mit seiner Gruppe im Grenzabschnitt. Er eilte herbei, als die ersten Schüsse fielen. Unteroffizier Laumer wollte seinem Genossen Hilfe geben. Dabei wurde er von den gezielten Schüssen der Westberliner Bereitschaftspolizisten schwer verletzt.

In einer Breite von 300 Metern gab die Mörderbande dem Grenzverletzer Feuerschutz. Ihre Kugeln streuten bis zur nahegelegenen Sandkrugbrücke, wo friedliche Bürger erschrocken aufhorchten. Dem Postenturm galt ein Feuerstoß, wo Oberfeldwebel Görlich um Haaresbreite den tödlichen Kugeln entging. Später wurden hier acht Einschüsse gezählt. Hinter dem Postenstand war der Kindergarten eines Krankenhauses mit Fenstern in Blickrichtung Westberlin. In einem Baum, der zwischen Hauswand und Postenturm stand, wurde später ein Projektil gefunden. Nur diesem Umstand war es zu danken, daß der Mordüberfall keine weiteren Opfer forderte. Die verlängerte Schußlinie dieses Projektils endete in einem Fenster des Kindergartens.

Dieses abscheuliche Verbrechen der Westberliner Polizei war ein planmäßig organisierter Mord aus politischen Beweggründen. Tatsachen beweisen es. In den Wochen und Monaten nach dem 13. August 1961 setzten imperialistische Kreise der BRD und Westberlins alles daran, die von uns unter strenge militärische Kontrolle genommene Staatsgrenze der DDR zur BRD und zu Westberlin „durchlässig" zu machen. Dabei konzentrierten sie sich vor allem auf die Grenze zur Frontstadt Westberlin.

Kein Tag verging damals, an dem nicht Fernschreiber westlicher Redaktionen, Rundfunk- und Fernsehsender der BRD und Westberlins Nachrichten und Meldungen über die Lage an der „Mauer" in alle Welt schickten und ausstrahlten. Lüge, Hetze und Verleumdung waren all diesen Machwerken gemeinsam. Manch Zeitungsente wurde da geboren. Meist ging ihnen beizeiten das Lebenslicht aus und nur ein penetranter Gestank blieb übrig.

Raffiniert und geschickt wurden dieser Hetze offene und versteckte Aufforderungen beigemischt, die Staatsgrenze zu durchbrechen, Provokationen zu starten und Anschläge aller Art gegen den antifaschistischen Schutzwall zu inszenieren. Rowdys und Achtgroschenjungen randalierten an der Grenze. Politische Abenteurer aller Schattierungen provozierten und organisierten gemein- und friedensgefährdende Machenschaften.

Aus den Amtsstuben der Westberliner Behörden kamen die entsprechenden Weisungen, diesen Elementen jegliche Unterstützung angedeihen zu lassen und ihren direkten Aktionen an der Grenze Schützenhilfe zu geben. Und genau hier muß der Mord an unserem Genossen Peter Göring eingeordnet werden.

In diesem Grenzabschnitt am Spandauer Schiffahrtskanal patrouillierten sonst nie mehr als zwei Westberliner Polizisten und das auf einer Strecke von mehreren hundert Metern. Wie kamen aber zur Zeit des Verbrechens knapp ein Dutzend Polizisten hierher? Das war doch kein Zufall, daß ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt, als ein verbrecherisches Subjekt die Grenze hier durchbrechen wollte, auf Westberliner Seite Uniformierte hinter einem Lagerschuppen auf der Lauer lagen, von Mannschaftswagen eine Stunde vorher antransportiert. Wer hat vom geplanten Grenzdurchbruch gewußt? Wer gab die entsprechenden Befehle? Wer hatte diese Westberliner Bereitschaftspolizisten reif gemacht, daß sie so bedenken- und gewissenlos über die Staatsgrenze schossen, ohne Rücksicht auf die sich daraus ergebenden Folgen? Wer hatte also den Grenzverletzer angestiftet und den Mördern die Hand geführt?

Der Grenzverletzer und die Mordschützen waren die Werkzeuge. Die intellektuellen Urheber, die Schreibtischmörder saßen in den Büros des Schöneberger Rathauses und der Westberliner Frontstadtparteien. Ihre Direktiven und maßlosen Hetz- und auch Mordparolen bereiteten den Boden für all diese Anschläge, Bombenattentate und Morde an der Grenze.

Kein geringerer als der damalige Bundeskanzler Adenauer war es, der drei Wochen vor dem Mord, am 7. Mai 1962, in Westberlin – wo er eigentlich gar nichts zu suchen hatte – zu Provokationen aufgerufen hatte. Die Angst saß dem Bonner Politiker im Nacken, daß Verhandlungen über Westberlin unweigerlich zu einer Niederlage der kalten Krieger, deren eifrigster Verfechter der Bonner Kanzler war, führen würde. Er ereiferte sich und verstieg sich zu der Forderung, es dürfte keine Verhandlungen geben, man solle endlich eine „Pause" machen.

Diesen Wink mit dem Zaunpfahl hatte man in Westberlin wahrlich gut verstanden.

Was die oben genannten Direktiven betrifft, sei hier aus einem Schreiben zitiert, das vom Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, vom Staatssekretär Otto Winzer, an den Befehlshaber der britischen Besatzungstruppen in Westberlin gerichtet worden war. Es hieß darin:

„Diese Hetze wird ergänzt durch eine Reihe von Dienstvorschriften, die Angehörige der Westberliner Polizei dazu anhalten, an verbrecherischen Aktionen gegen die Grenzsicherungsorgane und -anlagen teilzunehmen.

So verpflichten die unter gröbstem Bruch allgemein anerkannten Völkerrechts an die Westberliner Polizei ergangenen Waffengebrauchsbestimmungen die Polizeiangehörigen, bei Anschlägen auf die Grenzsicherungsanlagen der Deutschen Demokratischen Republik den Feuerschutz der Provokateure zu übernehmen, d. h., auf das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik zu schießen. Seit längerer Zeit üben darüber hinaus Einheiten der Westberliner Polizei im Rahmen ihrer regulären Ausbildung Angriffe gegen die Grenzsicherungsanlagen der DDR."

## Unteroffizier

## Peter Göring

Du hast in Deinem Eid geschworen:
Ich schütze unsere Republik.
Wir sind nicht für den Tod geboren
In unseren Händen liegt das Glück.

Du nahmst die Waffe in die Hand,
Du sprachst: „Mein Leben setz ich ein,
Daß Friede sei in unserem Land,
Nie wieder Mord und Flammenschein".

Du warst uns Vorbild, Kampfgefährte,
Du warst ein Teil der Friedensmacht,
Die auf der leidgeprüften Erde
Ein Ende setzt der Kriegermacht.

Der Feind konnte Dich nicht betrügen,
Du bliebst uns treu und hieltst Dein Wort,

Deshalb griff er zum feigen Mord.

Mehr als Du gabst, kann keiner geben,
Du opfertest für unser Glück
Dein hoffnungsvolles junges Leben
Du fielst für unsere Republik.

Der Feind hat meuchlings Dich erschossen,
Kein Mord hält auf des Friedens Lauf,
Die Lücke schließen wir Genossen,
Für Dich steh'n Millionen auf.

Oberleutnant Grau

Nach in Westberlin und auch in der BRD geltenden Vorschriften ist es also rechtens, Verbrechern Feuerschutz zu geben, wenn es um Anschläge gegen die Grenze der DDR geht. Im Zusammenhang mit anderen Untaten wird davon nochmals die Rede sein müssen. Am 24. Mai 1962 erklärte Springers „Die Welt" zynisch: „Auf Grund bestehender Waffengebrauchs-Bestimmungen" wurde das Feuer in das Gebiet der DDR hinein eröffnet.

Unmittelbar nach dem Mord setzten sich die Anschläge gegen die Staatsgrenze der DDR zu Westberlin fort. Am 24. Mai 1962 explodierte an der Ebertstraße, Reichstagsufer ein Sprengkörper, der von Westberlin aus auf das Hoheitsgebiet der DDR geworfen wurde. Es handelte sich um eine englische Handgranate vom Typ „H-36", die eine Splitterwirkung im Umkreis von 100 Metern hat.

Am 26. Mai 1962 gegen 01.50 Uhr wurden in der Eberswalder Straße, Schwedter Straße und am sogenannten Gleimtunnel insgesamt drei Sprengstoffanschläge verübt und dabei Grenzsicherungsanlagen der DDR schwer beschädigt.

Und am 27. Mai 1962 gegen 16.50 Uhr wurde ein zweites Mal innerhalb 60 Stunden von Westberlin aus auf unsere an der Staatsgrenze ihren Dienst versehenden Genossen von Westberliner Polizisten geschossen. Dabei entging der Genosse Just nur dadurch dem Mordanschlag, weil er rechtzeitig in Deckung gegangen war und einen Stahlhelm trug.

Polizeioberrat Wendt, 1962 Leiter der Westberliner Polizei-Inspektion Tiergarten, kommandierte die Mordtruppe und gab den Befehl zum Schießen. Wendt, ehemals faschistischer Polizeioffizier, war in der Sowjetunion wegen begangener Kriegsverbrechen von den dortigen Behörden verurteilt worden. Nach seiner Freilassung trat er sofort in die Dienste der Westberliner Polizei. Ein alter, morderfahrener Faschist gab erneut den Befehl zum Mord. Am Mittwoch, den 23. Mai 1962, abends, mußte der Freund Peter Görings, Dieter Wussow, früher als geplant zum Grenzdienst. Als er den Grund erfuhr, versuchte er, diese Schreckensnachricht anzuzweifeln. Dann schwieg er bestürzt. Schweigend kletterte er auf den Postenturm am Spandauer Schiffahrtskanal. Es gab nichts zu sprechen. Er löste einen Toten ab.

Einen Tag später sagte er: „Diese elenden Schweinehunde, aber sie haben sich verrechnet." Dann setzte er noch hinzu: „Peter Göring war so: Wenn er nur noch eine Zigarette hatte, dann teilte er sie mit dir".

Die faschistische Soldateska hatte einige Länder Europas unter ihren Stiefeln bereits zertrampelt, als Peter Göring am 28. Dezember 1940 geboren wurde. Seine Kindheit war von Angst und Schrecken des Krieges gezeichnet. Sein Vater fiel, und seine Heimatstadt Dresden erstarb in den Flammen eines blutigen Infernos anglo-amerikanischer Bomben.

In seine Schulzeit fiel die Gründung unserer Republik. Ganz bestimmt hatte er noch nicht die ganze historische Bedeutung dieses Ereignisses einschätzen können. Und doch war es für sein weiteres Leben von großer Bedeutung. Nach seiner Schulzeit war Peter immer dort zu finden, wo es am notwendigsten war. Er arbeitete bei der Reichsbahn und später im Maschinenbau als Gußputzer. Schwere körperliche Arbeit machte ihm nicht viel aus. 1959 folgte er dem Aufruf: „Industriearbeiter aufs Land". Im Mecklenburgischen, in dem kleinen Dorf Stretense, arbeitet er im volkseigenen Saatzuchtgut. Fleißig und arbeitsam erfüllte er gewissenhaft alle anliegenden Arbeiten auf dem Feld. Seine Kollegen sagten, er wäre immer zur Stelle gewesen, wenn er gebraucht wurde, sei es bei der GST oder beim Nationalen Aufbauwerk. Wo es etwas zu tun gab, legte er tüchtig Hand an. Auch beim Tanz fehlte er nicht. Sein fröhliches, munteres Wesen half ihm und anderen, die Sorgen des Alltages schneller zu überwinden.

Schon in der Schulzeit und auch danach gehörte seine große Liebe dem Zeichnen und Malen. Bevorzugte Motive waren Mädchenköpfe und Blumen. Manche Freizeitstunde sah ihn mit dem Skizzenblock. Er liebte seine Heimat, sein Mädchen und die Blumen.

In der gesellschaftlichen Arbeit war er sehr aktiv. Mit wachem Verstand und heißem Herzen hatte er sich der Sache der Arbeiterklasse und ihrem Staat verschrieben. Als die Genossen an ihn herantraten, er solle sich dem bewaffneten Schutz unseres Landes zur Verfügung stellen, gab es für Peter Göring kein Wenn und Aber.

Im April 1960 wurde er freiwillig Angehöriger der bewaffneten Kräfte der DDR. In der Bereitschaftspolizei machte er seine ersten Schritte im militärischen Leben. Manch Tropfen Schweiß floß, bis er das Soldatenhandwerk gut beherrschte.

Am 13. August 1961 versah er seinen Dienst in Berlin. Unerschrocken und konsequent erfüllte er an der Seite der Klassengenossen seine patriotische und internationalistische Pflicht. Hier an der Staatsgrenze lernte er viele Spielarten des Klassenkampfes kennen. Auge in Auge mit dem

Feind konfrontiert, zog er auf Posten und führte vorbildlich die ihm gegebenen Befehle aus. Die Versuche, die Grenzer zum Verrat zu bewegen, reichten vom Zigarettenangebot bis zur Morddrohung. Peter Göring und seine Kampfgefährten ließen sich davon nicht beeindrucken.

Sein Zugführer, Unterleutnant Albrecht, schrieb über den Genossen Göring: „Ich lernte ihn kurze Zeit nach der Errichtung des antifaschistischen Schutzwalles hier in Berlin kennen und wurde sein Zugführer. Er war Grenzsoldat geworden, und damit wuchsen natürlich auch seine Aufgaben. Er hatte als Postenführer eine große Verantwortung gegenüber unserem Staat übernommen, er lernte unter neuen Bedingungen noch besser als bisher, die ihm anvertrauten Waffen zu beherrschen. Daß er sich die allergrößte Mühe gab, konnte ich selbst besonders in der politischen Schulung immer wieder feststellen."

Genosse Göring war ein aufmerksamer aber auch kritischer junger Grenzsoldat mit vielen guten Ideen besonders in Hinsicht auf die Verbesserung der Sicherung der Grenze. Er ruhte nicht, bevor er an dieser oder jener Stelle seine Gedanken und Vorstellungen in die Tat umgesetzt hatte. Im Grenzdienst war er wachsam und hatte sich eine gute Beobachtungsgabe angeeignet. Dort, wo Genosse Göring stand, war unsere Republik zu jeder Zeit gut geschützt.

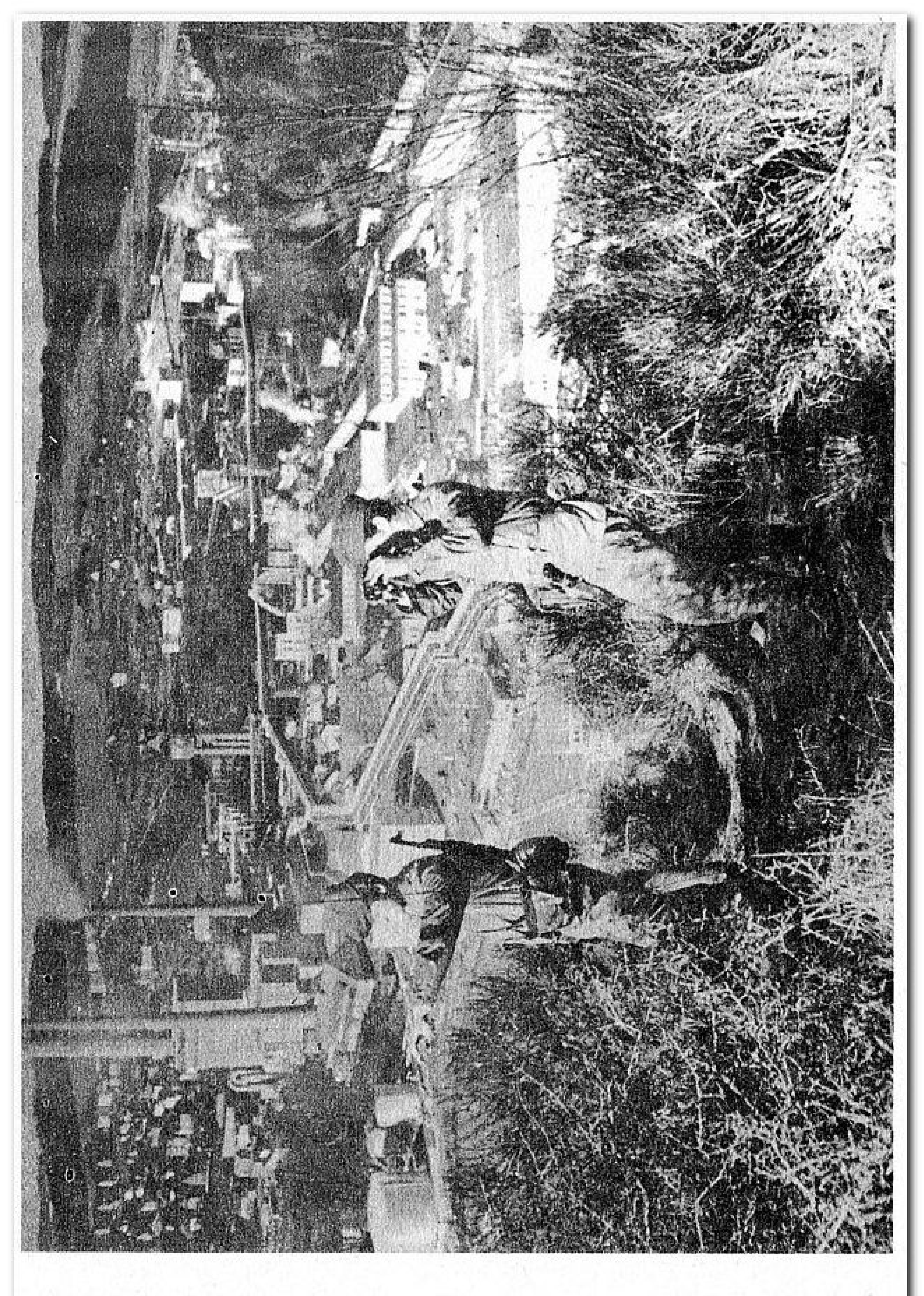
Er war ein einfacher, junger Mensch und hatte die Absicht, der Partei der Arbeiterklasse beizutreten.

Mit den Genossen auf der Stube hatte er einen engen, kameradschaftlichen Kontakt, scheute sich jedoch nicht, diesem oder jenem mal kräftig die Meinung zu sagen, wenn dieser es verdient hatte.

So lebte und kämpfte er unter den sehr anstrengenden Bedingungen des Grenzdienstes in Berlin; immer bestrebt, sein Bestes zu geben und die befohlene Kampfaufgabe unter allen Umständen zu erfüllen.

In einer ergreifenden Trauerfeier nahmen seine Kampfgefährten, unter ihnen der 1. Sekretär des Zentralrates der FDJ, Horst Schumann, von dem tapferen Sohn der Arbeiterklasse Abschied. Fassungslos vor Gram und Schmerz saß Christa Draenkow – beide wollten sich Pfingsten verloben – unter den Trauergästen. Hunderte Berliner defilierten an dem offenen Sarg vorbei: Grenzsoldaten, Genossen der Kampfgruppen, Arbeiter, Frauen, Pioniere und Schüler. In ihren Gesichtern standen der Schmerz und der Haß auf die Mörder.

Tausende Einwohner von Glashütte und Umgebung hatten sich auf dem Marktplatz eingefunden, um dem ermordeten Grenzsoldaten das letzte



Geleit zu geben. Entblößten Hauptes verharrten sie im strömenden Regen. Dann begleiteten sie den teuren Toten zur letzten Ruhestätte auf dem Friedhof von Glashütte.

Am Grabe von dem post mortem zum Unteroffizier beförderten Peter Göring sprach ein Offizier der Grenztruppen das Gelöbnis: „An Deinem Grabe versprechen wir, Dein Leben, Deinen Kampf und Deine Opferbereitschaft für unsere große, gemeinsame sozialistische Sache immer in Ehren zu halten und an Deinem Vorbild die Jugend unseres Landes und unsere jungen Grenzsoldaten zu echten Pionieren der deutschen Nation zu erziehen!

Wir versprechen, so wie Du es getan hast, zuverlässig, wachsam und treu die Grenzen unserer Deutschen Demokratischen Republik vor den Kräften der finsteren Vergangenheit zu schützen, die die Blüte der deutschen Jugend auf die Schlachtfelder imperialistischer Kriege trieben und Dein eigenes junges Leben feige und hinterhältig ausgelöscht haben! Wir versprechen, daß wir, jeder an seinem Platz, unsere ganze Kraft, unser Wissen und unsere Ehre einsetzen werden für den Sieg des Sozialismus, für die glückliche Zukunft unseres Volkes, für den Frieden der Welt!

Wir geloben, daß wir nicht ruhen werden, bis Deine Mörder und ihre Anstifter ihre harte, gerechte Strafe erhalten haben, bis das von Dir vergossene Blut seine Sühne gefunden hat! Als aufrechten, jungen Sozialisten, als fleißigen Arbeiter, als mutigen, tapferen Soldaten und guten Kameraden werden wir, Deine Genossen, Dich immer in Erinnerung behalten!"

Ungezählte Brigaden, Kollektive, Institutionen und Einrichtungen tragen den Namen von Unteroffizier Peter Göring.
Er wurde mit der „Artur-Becker-Medaille" in Gold, dem „Ehrenzeichen der Deutschen Volkspolizei", der Medaille „Für vorbildlichen Grenzdienst" und der „Julius-Fučik-Medaille" des ČSM post mortem geehrt.



**Unteroffizier REINHOLD HUHN**

geboren 8. 3. 1942 ermordet 18. 6. 1962

## Schreibtischmörder

Die deutschen Imperialisten haben nun mal den Hang, die Tage ihrer Niederlagen zu feiern. So auch am 17. Juni 1962. Vor neun Jahren war damals der faschistische Putschversuch, der die DDR aufrollen sollte, zerschlagen worden. Die Frontstadtprominenz hatte sich nun für diesen 17. Juni 1962 etwas Besonderes ausgedacht und wollte ihrer Hetzkundgebung auf dem Westberliner Rudolf-Wilde-Platz ein besonderes Licht aufsetzen. Eigens dazu war wieder einmal der Bonner Bundeskanzler Konrad Adenauer widerrechtlich nach Berlin gereist. Er war der prominenteste Hetzredner der Kundgebung. Doch auf der Tribüne der Bonner und Westberliner Politiker vor dem Schöneberger Rathaus blieb ein Platz leer. Die „Attraktion" für diese niederträchtige politische Show fiel aus. Was war geschehen?

Zu der nämlichen Stunde, als sich verhetztes Westberliner Gesindel vor dem Schöneberger Rathaus zusammenrottete, saß vor den Untersuchungsorganen der DDR ein gewisser Richard Küter aus Berlin. In der Nacht zum 17. Juni 1962 wurde er mit mehreren Komplicen, unter ihnen die kriminellen Subjekte Fuchs und Blechschmidt, an der Staatsgrenze der DDR zu Westberlin festgenommen, als sie im Begriff waren, die Grenze nach Westberlin gewaltsam zu durchbrechen. Küter, ein vorbestrafter Dieb und Einbrecher sagte aus: „Ich sollte nach dem Grenzdurchbruch auf dem Rudolf-Wilde-Platz sprechen. Damit auf alle Fälle welche durchkommen, sollten wir in größerer Anzahl 'rübergehen. Die Westpolizei hätte uns Feuerschutz gegeben." Fuchs und Blechschmidt waren außerdem ausersehen, dem RIAS Interviews zu geben.

Das also war der Hauptakteur der Show. Ein Einbrecher und Dieb namens Richard Küter. Neben Adenauer sollte er stehen als der „Held", der sich den Weg in die „Freiheit" mit Gewalt erzwang.

Doch die Sicherheitsorgane und die Grenzsoldaten der DDR hatten beizeiten zugepackt. Küter und Konsorten sollten mit ihrem Grenzdurchbruch das Signal geben. Die Achtgroschenjungen, der Mob der Westberliner Unterwelt, hätte zu Steinen gegriffen, hätte randaliert und provoziert, unsere Staatsgrenze angegriffen und in „Volkszorn" gemacht. Der Kriminelle sollte als Symbolfigur für den „Widerstand" in der DDR gelten. Wenn der eine oder andere der Grenzverletzer bei diesem infamen Komplott die Gesundheit oder gar sein Leben eingebüßt hätte, den Strategen des kalten Krieges wäre das egal gewesen. Hauptsache, sie hätten ihre Show gehabt und damit weiter Öl ins Feuer gegossen.

Das alles sollte vor dem Hintergrund des bevorstehenden Besuches des amerikanischen Außenministers Dean Rusk in Westberlin geschehen, der für den 21. Juni 1962 angekündigt war. Die deutschen imperialistischen Kreise wollten die Lunte am Pulverfaß Westberlin – trotz oder wegen ihrer Niederlage am 13. August 1961 – am Glimmen halten. Ihnen war dabei jedes Mittel recht.

In diesem Zusammenhang sei noch einmal daran erinnert: Schon am 7. Mai 1962 wandte sich Adenauer mit aller Schärfe gegen Verhandlungen zwischen der Sowjetunion und den USA über die Westberlinfrage. Er forderte provokatorisch von Westberlin aus: „Verhandlungen sind sinnlos. Man sollte sie unterbrechen!"

Der Trumpf Küter, den man in der Hand zu haben geglaubt hatte, stach nicht mehr. Nun mußte etwas Neues her.

Am Abend des 17. Juni 1962 erklärte deshalb der Bonner Regierungschef vor der Pressemeute der Frontstadt: „Lassen Sie sich neue Varianten einfallen und denken Sie daran, daß Herr Rusk am Donnerstag nach Berlin kommt. Seien Sie deshalb in den nächsten Tagen auf der Höhe Ihrer Aufgaben."

Die Journaille der Springer-Presse, des RIAS und SFB sowie der Westberliner Fernsehstudios war am 18. Juni 1962 auf „der Höhe ihrer Aufgaben".

Während sich das hier Geschilderte vor und hinter den Kulissen der Westberliner reaktionären politischen Kreise abspielte, fand am Vormittag des 18. Juni 1962 in einer Einheit der Grenztruppen der DDR in Berlin ein feierlicher Appell statt. Die Gruppe, in der der Gefreite Reinhold Huhn diente, wurde als „Beste Gruppe" innerhalb des „Peter-Göring-Aufgebotes" ausgezeichnet. Zu Ehren des ermordeten Grenzsoldaten hatten die Genossen um höchste Ergebnisse in der Ausbildung und der Grenzsicherung den Wettbewerb geführt. Unteroffizier Schröck schätzte bei der Auswertung ein, „unser Reinhold hatte großen Anteil daran, daß wir diese Ehrung erhielten".

Am Nachmittag war Reinhold Huhn mit seinen Genossen im Grenzabschnitt Jerusalemer Straße, Zimmerstraße zur Sicherung der Grenze eingesetzt. Schon seit Stunden hatte auf Westberliner Seite eine rege Betriebsamkeit eingesetzt. Auf dem Gelände des Springer-Konzerns, in der Nähe einer Baubaracke, war eine Filmkamera installiert. Direkt auf der Jerusalemer Straße lungerten Westberliner Bereitschaftspolizisten herum. Links davon, an der Lindenstraße, Ecke Zimmerstraße, standen

Fernsehkameras, Kranwagen, ein Übertragungswagen des SFB und 3 Autobusse des Westfernsehens. Im Hintergrund waren auf den Hausdächern eine Centi-Station und ebenfalls Fernsehkameras aufgebaut. Alles deutete darauf hin, daß hier eine vorbereitete Aktion vonstatten gehen sollte.

Gegen 18.50 Uhr, Gefreiter Huhn befand sich gerade auf seinem Postenweg, trat aus einem Grundstück der Jerusalemer Straße eine männliche Person, die sich nach allen Seiten umsah. Reinhold Huhn ging auf den Mann zu und forderte ihn auf, seinen Personalausweis zu zeigen. Der Unbekannte griff in seine Tasche, abwartend hielt Reinhold Huhn seine Hand hin. Blitzschnell zog der Mann eine Pistole und schoß den Grenzsoldaten aus nächster Nähe nieder. Reinhold Huhn hörte die Schüsse nicht mehr. Mitten ins Herz getroffen, fiel er vornüber und schlug mit dem Gesicht aufs Straßenpflaster. Der Mörder flüchtete durch einen Tunnel, durch den er in die Hauptstadt der DDR eingedrungen war, nach Westberlin zurück. Dieser Tunnel war mit Wissen der Westberliner Behörden vom Gelände des Springer-Konzerns aus in das Gebiet der DDR getrieben worden.

Als ein Genosse von Reinhold Huhn dem tödlich Getroffenen zur Hilfe eilte und fühlend die Hand auf seine Brust legte, ertönte von jenseits der Grenze höhnisches Gelächter. „Ist er schon kalt, ja? Na warte, dich Schwein legen wir heute abend um!"

Nach vollbrachtem Verbrechen packten die Kameraleute und Reporter ihre Utensilien und zogen ab. Man war „auf der Höhe der Aufgaben".

Die Bluttat geschah nicht nur angesichts der Westberliner Polizei, mehr noch, während des Verbrechens waren die Bereitschaftspolizisten in Anschlag gegangen, gaben dem Banditen so Feuerschutz und deckten seinen Rückzug.

Um dieser ungeheuren Schandtat noch die Krone aufzusetzen, wurde der Mörder durch den Chef vom Dienst der Springer-Zeitung „Die Welt" nach der Untat mit Whisky empfangen. Mord auf Bestellung unter den Augen einer entmenschten Journaille. Die Zeitungen, die Radio-und Fernsehsiationen hatten für Tage wieder ihre Schlagzeilen und die Stimmung um Westberlin war wieder angeheizt. Springers Zeitung „Die Welt" schrieb dann: „Diese Form der Kriegführung ist jetzt die normale, vielleicht einzig mögliche geworden... Ihre Kampfhandlungen sind weniger leicht vom Mord zu unterscheiden."

Der US-Außenminister konnte kommen. Man hatte genügend Stoff, um ihm klarzumachen, wie bedroht Westberlin war. Die USA sollten ja nicht

ihre schützende Hand von Westberlin nehmen. Um dem inbrünstigen Flehen nach amerikanischer Hilfe und Unterstützung Nachdruck zu verleihen, setzten die Drahtzieher der Frontstadtpolitik scham- und gewissenlos Lügen und Verleumdungen in die Welt.

Unter der Überschrift „So platzte die infame Lüge" veröffentlichte das Zentralorgan der SED, die Zeitung „Neues Deutschland", am 21. Juni 1962 einen Artikel, der entlarvte, wie die Lüge entstand, sich entwickelte und schließlich platzte:

„Am Montagabend um 20.00 Uhr meldete der Westberliner Rundfunk: 'Soeben erhalten wir die Meldung von einem neuen Zwischenfall an der Mauer. An der Grenze (Bezirk Kreuzberg) kam es zu einem Schußwechsel zwischen Westberliner Polizei und ostzonalen Grenzern.'
Zur gleichen Stunde berichtete das Fernsehen: 'Zu einem Schußwechsel zwischen Ostberliner Grenzpolizei und Westberliner Polizei kam es heute gegen 19.00 Uhr an der Sektorengrenze in Kreuzberg in Höhe der Jerusalemer Straße.'

Diese Meldung wurde vom Frontstadtinnensenator Albertz sofort zurückgezogen, und bis um 22.00 Uhr wurde am Montag kein Wort mehr über den Mord berichtet.

Nach 20.00 Uhr wurde dann die berüchtigte Falschmeldung produziert, die der Westrundfunk und das Westfernsehen um 22.00 Uhr erstmalig sendeten, in der unserer Volkspolizei die Schuld an dem Tode des Genossen Huhn zugeschoben wurde.

Während jedoch diese Falschmeldung produziert wurde, gab der Frontstadt-Pressechef Bahr – der die Lügenversion seines Innensenators offenbar nicht rechtzeitig mitbekommen hatte – in einem RIAS-Interview ganz offen zu, daß der Grenzpolizist von einem Mann aus Westberlin angegriffen worden war.

Am Dienstagabend berichtete die französische Nachrichtenagentur AFP: 'Aus Augenzeugenberichten geht hervor, daß der Grenzpolizist nicht von einem seiner Kollegen, sondern von einem Flüchtling (gemeint ist der von Westberlin auf DDR-Gebiet vorgedrungene und wieder geflüchtete Mörder) niedergeschossen wurde.' Am Mittwoch gestand ein offizieller Sprecher der Westberliner Polizei laut amerikanischer Nachrichtenagentur AP, daß der Westberliner Agent unseren Grenzpolizisten 'zu Boden gestreckt' habe. Gleichzeitig bestätigte der Sprecher, daß das Verbrechen von Westberlin aus organisiert wurde. Laut AP wurde erklärt: 'Drei Westberliner seien im Sowjetsektor gewesen. Zwei hätten im östlichen Ausgang des Tunnels gestanden. Der dritte sei weiter nach Ostberlin

hineingegangen. Was der Helfer dort machte, wußte der Sprecher nicht zu sagen.'

Am gleichen Mittwoch erklärte Frontstadtinnensenator Albertz, die Westberliner Polizei, sei nicht in der Lage, Ermittlungen mit sicherem Beweiswert über Vorgänge jenseits der Mauer zu führen. Es habe nicht festgestellt werden können, daß der Fluchthelfer zur fraglichen Zeit eine Schußwaffe besessen habe!!
So weit „Neues Deutschland".

Lügen, nichts als Lügen von Westjournalisten und offiziellen Stellen. Die Tatsachen bezeugen: Es existierte ein Tunnel, der als Agentenschleuse dienen sollte. Diesen Tunnel benutzte der Mörder. Sechs Stunden vor der Tat waren Presse, Funk und Fernsehen am Tatort und bauten ihre Technik auf. Sie wußten, was und wo es geschehen sollte. Westberliner Polizisten, die als Amtspersonen eigentlich Verbrechen verhindern sollten, waren ebenfalls zugegen und begünstigten die Tat und machten sich sogar der Beihilfe schuldig.

Der Mörder heißt Rudolf Müller, geboren am 22. Februar 1931, wohnhaft in Berlin Kreuzberg, Nostizstraße 42. Er schoß mit einer Pistole „Ceco", in der BRD produziert, Kaliber 7,62 mm. Das wurde nie bestritten und angezweifelt. Er wurde auch niemals zur Verantwortung gezogen. Müller war das Werkzeug. Die Anstifter und Drahtzieher saßen in den Regierungsstellen in Bonn und Schöneberg sowie in den Redaktionsräumen der Westpresse, des Funk und Fernsehens.

Das Opfer dieses Mordkomplotts war ein junger Arbeiter, ein junger Sozialist, der treu und opferbereit seinen verantwortungsvollen Dienst an der Grenze zum Schutze unseres Staates versah. Unser Genosse Reinhold Huhn konnte das Buch, das man nach seinem Tode in seinem Schrank fand, über Olga Benario, die tapfere deutsche Gefährtin des legendären brasilianischen Arbeiterführers und Kommunisten Luis Carlos Prestes, nicht zu Ende lesen. Die Kugel eines Banditen machte seinem Leben vorzeitig ein Ende. Hoffnungsvoll und zukunftsträchtig lag das Leben vor dem jungen Bürger unserer Republik.

Reinhold Huhn, im Jahre 1942 in Braunsberg in Ostpreußen geboren, hatte eine schwere Kindheit hinter sich. Der furchtbare Krieg und die faschistische Katastrophenpolitik nahmen ihm, seinen sechs Geschwistern und seinen Eltern die Heimat. In den letzten Tagen des Krieges verlor er seine Mutter – sie war auf eine Mine getreten. In Adorf im Vogtland fand die vom Unglück verfolgte Familie ihre zweite Heimat. Hier im Vogtländischen besuchte Reinhold Huhn die Grundschule und ging dann

nach Syrau in die Nähe von Plauen, um dort im Volkseigenen Gut den Beruf eines Rinderzüchters und Schweizers zu erlernen. Er schwärmte von seinem Beruf. Der Umgang mit den Tieren war ihm ans Herz gewachsen. Später, als er schon Grenzsoldat war, erzählte er oft und gern seinen Genossen von der Rinderaufzucht und ihrer Bedeutung für die ökonomische Stärkung der Republik. In der sozialistischen Landwirtschaft sah er auch seine persönliche Perspektive. Er wollte Meister werden.

Reinhold war Mitglied der FDJ und im Jugendverband sehr aktiv. Das bewog seine Jugendfreunde im VEG, ihn in die FDJ-Leitung zu wählen. Gute fachliche Leistungen und gesellschaftliche Arbeit legten die Grundlage für seine guten Ergebnisse in der Facharbeiterprüfung.

Am 12. September 1960 meldete sich Reinhold Huhn für den Dienst in den bewaffneten Organen der DDR. Das war ein folgerichtiger Entschluß, denn er wußte genau, was er wollte. Seinen Eintritt in die bewaffneten Organe kommentierte er so: „Ich bin noch jung, und das Studium läuft mir nicht davon. Meine Hauptaufgabe ist es jetzt, unsere Republik zu schützen. Und deshalb verpflichte ich mich, freiwillig meinen Dienst bis 1965 zu versehen."

Seiner Verantwortung und seiner Aufgaben voll bewußt, bereitete er sich zielstrebig darauf vor, Kandidat der SED zu werden. Im Dienst stellte er seine ganze Kraft zur Verfügung und erfüllte stets gewissenhaft und diszipliniert die ihm erteilten Befehle und Weisungen. Sein vorbildlicher Einsatz wurde mit mehreren Belobigungen gewürdigt. Am 13. August 1961 gehörte er mit zu den Genossen, die unerschrocken an der Grenze dem Klassenfeind Paroli boten. Reinhold Huhn diente in diesen Tagen in einer Pioniereinheit. In kurzer Zeit waren komplizierte und schwere Aufgaben bei der pioniermäßigen Sicherstellung der Grenzsicherung zu lösen. Voller Eifer und mit größter Einsatzbereitschaft war Genosse Huhn dabei. Später wurde er in eine grenzsichernde Einheit versetzt.

In seiner Freizeit widmete er sich dem Sport, wobei er Volleyball am liebsten spielte. Auch in einem Keramikzirkel arbeitete er mit. Und immer wieder las er schöngeistige Literatur. Vor allem waren es Biographien über Kämpfer für Fortschritt und Sozialismus, die er gerne las.

Die Beisetzungsfeierlichkeiten in Adorf gestalteten sich zu einer machtvollen Demonstration gegen die Mordpraktiken der Machthaber in Bonn und Westberlin.

Der Mut und die treue Pflichterfüllung wurden mit der Beförderung zum Unteroffizier und Auszeichnungen nach seinem Tode geehrt.

Der Zentralrat der FDJ verlieh ihm post mortem die „Artur-Becker-Medaille" in Gold. Desweiteren wurde er mit dem „Ehrenzeichen der Deutschen Volkspolizei" und der Medaille „Für vorbildlichen Grenzdienst" ausgezeichnet.




**Hauptmann RUDI ARNSTADT**

geboren 3. 9. 1926 ermordet 14. 8. 1962

## Mordschüsse vom Bundesgrenzschutz

Gleich rechts vom Ortseingang von Wiesenfeld, einem kleinen Dorf in der Rhön, steht eine alte, langgestreckte Baracke. Vor 21 Jahren war hier eine Einheit der Grenztruppen stationiert. Eigentlich wäre das nicht besonders erwähnenswert, wenn hier nicht ein Hauptmann der Grenztruppen gedient hätte, dessen Name für immer in die Geschichte der Grenztruppen eingegangen ist. An einem Weg, der vom Dorf in Richtung Staatsgrenze führt, steht ein Gedenkstein, der an diesen Hauptmann erinnert.

Ältere Einwohner des Ortes denken noch heute an diesen agilen, sympathischen Offizier. Er fühlte sich nicht nur für den ihm anvertrauten Grenzabschnitt verantwortlich. Er stand mitten im gesellschaftlichen Leben des Ortes und half selbstlos der örtlichen Volksvertretung, die Aufgaben des sozialistischen Aufbaus zu lösen. Die Bürger von Wiesenfeld hatten zum Chef der hier stationierten Grenzkompanie, Hauptmann Rudi Arnstadt, volles Vertrauen. Sie wählten ihn deshalb auch zum Gemeindevertreter und Mitglied des Gemeinderates.

Wenn er durchs Dorf ging, grüßte er freundlich die Bürger, blieb da und dort stehen, sprach mit ihnen über die tägliche Arbeit und hörte sich auch ihre Sorgen geduldig an. Er verstand es auch, den einen oder anderen für eine vertrauensvolle Mitarbeit als „Freiwilliger Helfer der Grenztruppen" zu gewinnen. Der Grenzoffizier wußte, seine Kompanie konnte die Aufgaben zur zuverlässigen Sicherung der Staatsgrenze ohne Hilfe und Unterstützung der Bürger des Grenzgebietes nicht erfüllen. Viele sagten im Ort, wenn sie Probleme hatten, „wir gehen zum Hauptmann, der weiß schon einen Rat". Und manche sagten auch einfach nur „Rudi" zu ihm.

Als am 14. August 1962 die Schreckensnachricht wie ein Lauffeuer durchs Dorf ging, ihr Hauptmann sei vom Bundesgrenzschutz erschossen worden, wollten es viele nicht glauben und waren sehr bestürzt. Nicht etwa, daß sie dem BGS das nicht zugetraut hätten, als Bewohner eines Ortes dicht an der Grenze hatten sie im Laufe der Jahre schon einiges erlebt. Daß es aber ihren Hauptmann getroffen hatte, war unfaßbar.

Julius Wendler, der Bürgermeister, sagte: „Frühmorgens habe ich noch mit dem Genossen Arnstadt über die Sicherung der Ernte gesprochen. In Wiesenfeld sind alle erschüttert über die feige Mordtat. Hauptmann Arnstadt war bei uns allen sehr beliebt."

Was hatte sich am 14. August 1962 an der Staatsgrenze in der Nähe von Wiesenfeld abgespielt? Seit den frühen Morgenstunden des 14. August 1962 war an der Grenze westlich von Wiesenfeld auf dem Territorium der BRD eine besonders rege Tätigkeit von Kräften des Bundesgrenzschutzes und einigen Zivilpersonen zu beobachten. Mit Hetzreden und Beschimpfungen versuchten sie, die hier eingesetzten DDR-Grenzsoldaten herauszufordern. Vier Angehörige des BGS postierten sich unmittelbar an der Grenzlinie, während eine größere Anzahl von BGS-Leuten und Zivilisten sich in Grenznähe aufhielt. Der BGS war mit Maschinenpistolen, Schnellfeuergewehren und auch Maschinengewehren ausgerüstet. Unsere Grenzposten konnten beobachten, wie an Maschinengewehrschützen Alkohol verabreicht wurde. Die Zivilpersonen bewegten sich so, als ob sie den anwesenden BGS-Vorgesetzten etwas anzuweisen hätten.

Hauptmann Arnstadt erhielt von seinen Genossen von der Grenze die Meldung über das Treiben der gegnerischen Kräfte. Er entschloß sich, an Ort und Stelle die Lage in Augenschein zu nehmen, um weitere Maßnahmen zur Gewährleistung der Unantastbarkeit der Staatsgrenze zu organisieren und zu befehlen.

## Der dort drüben steht mit der Waffe

Der dort drüben steht
mit der Waffe,
könnte mein Bruder sein.
Doch:

Was ist ein Bruder?
Kain erschlug Abel.
Märchen erzählen
von feindlichen Brüdern.
Doch:

Auch das beweist nichts.
Der da mein Bruder
sein könnte,
mag sanft sein und friedfertig,
aber:

Er hat eine Waffe,
gehorcht seinen Oberen,
die
sind meine Feinde.
Der dort drüben steht
mit der Waffe,
könnte mein Bruder sein.
Aber er ist:

Arm der Heim-ins-Reich-Holer,
williges Werkzeug der Einbrecher,
fühllose Waffe der Raubmörder,-
Mensch, vielleicht Bruder,
jedoch:

benutzbar zum Mord und also
mein Feind.

Helmut Preißler

In Begleitung des Soldaten Rösner begab sich der Hauptmann auf Kontrollstreife. Im Grenzabschnitt stellte Genosse Arnstadt fest, daß zwei BGS-Angehörige widerrechtlich das Hoheitsgebiet der DDR betreten hatten. Der Kompaniechef trat ihnen entschlossen entgegen und forderte sie auf, das Gebiet der DDR unverzüglich zu verlassen. Die Beamten des BGS zogen sich daraufhin zurück. Von unseren Posten wurde dann beobachtet, wie ein Zivilist einen Hauptmann des Bundesgrenzschutzes ansprach und ihm offensichtlich Anweisung erteilte. Der BGS-Offizier ließ sich daraufhin eine Schützenwaffe geben. Mit dieser Schnellfeuerwaffe in der Hand drang er mit noch zwei weiteren seiner Leute gegen 11.05 Uhr auf das Territorium unserer Republik vor. Diese dreiste, offene und bewußte Provokation wurde von Hauptmann Rudi Arnstadt entschlossen und furchtlos zurückgewiesen, indem er den Eindringlingen entgegentrat und sie zum Verlassen der DDR aufforderte. Das wurde mißachtet. Seinem Posten befahl er, einen Warnschuß abzugeben. Daraufhin feuerten der Offizier und die Angehörigen des Bundesgrenzschutzes noch vom Territorium der DDR aus auf Hauptmann Arnstadt und unsere Grenzposten. Dabei wurde Rudi Arnstadt durch einen Kopfschuß getötet. Unter Abgabe weiterer gezielter Schüsse zogen sich die Bonner Söldner auf BRD-Gebiet zurück.

Das alles geschah in wenigen Sekunden. Und Sekunden vergingen, ehe Soldat Rösner, der Begleitposten des Hauptmanns, voll begriffen hatte, was sich vor seinen Augen Entsetzliches abgespielt hatte. Die Mordschützen im Visier krümmte er langsam den Finger am Abzug seiner Maschinenpistole. Doch Selbstbeherrschung, Besonnenheit und Disziplin ließen den Haß gegen die Mörder in den Hintergrund treten. Soldat Rösner nahm den Finger vom Abzug . . .

Im Zusammenhang mit diesem aggressiven Mordanschlag ergeben sich einige Fragen. Warum inszenierte der BGS dieses Verbrechen? Wer gab die Befehle? Was sollte damit erreicht werden? Der Mord an Hauptmann Rudi Arnstadt geschah fast auf den Tag genau ein Jahr nach dem 13. August 1961. Am Vortage des Verbrechens, am 13. August 1962, sollten auf Geheiß Adenauers und seiner Regierungsclique, mit aktiver Unterstützung reaktionärer Westberliner Kreise, große Provokationen gegen die Staatsgrenze der DDR von Westberlin aus gestartet werden. Diese Anschläge gelangen aber nicht, weil die Sicherheitsorgane der DDR den Plan, seine Hintermänner und Werkzeuge vor der Weltöffentlichkeit bloßstellten. Nun sollte das einen Tag später an der Westgrenze nachgeholt werden.

Am Tage des Mordes schrieb der Nazigeneralstäbler Adalbert Weinstein in zynischer Offenheit in der „Frankfurter Allgemeinen": „Doch nur solange die Spannung anhält(!), haben wir Frieden." Anders ausgedrückt: Sobald es zu einer dauerhaften Entspannung und zur Verständigung zwischen den Staaten und Völkern kommt, gerät das Adenauer-Regime endgültig ins Rutschen. Hatte doch die eklatante Niederlage des deutschen Imperialismus am 13. August 1961 das Ende der Adenauer Ära bereits eingeläutet. Das waren die Hintergründe dieses Verbrechens. Die Spannungen an der Grenze sollten anhalten, um jederzeit daraus größere Konflikte anzetteln zu können.

In einer am 16. August 1962 dem Bonner Auswärtigen Amt übergebenen Protestnote des Stellvertretenden Ministers für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, Dr. Paul Wandel, hieß es: „Nur dem disziplinierten Verhalten und dem Verantwortungsbewußtsein der Grenztruppen der Deutschen Demokratischen Republik ist es zu verdanken, daß es nach diesem schweren Anschlag des westdeutschen Bundesgrenzschutzes auf die Staatsgrenze der Deutschen Demokratischen Republik nicht zu einem bewaffneten Zusammenstoß kam, der unabsehbare Folgen hätte haben können.

Der durch Karten- und Bildmaterial in allen Einzelheiten belegte Tatortuntersuchungsbefund beweist eindeutig, daß der von einem Offizier geleitete Feuerüberfall des BGS und die Ermordung des Hauptmanns der Grenztruppen der DDR auf dem Staatsgebiet der Deutschen Demokratischen Republik verübt wurden."

Interessant ist auch Folgendes: Nach Meinung westdeutscher Journalisten war die schwere Provokation bereits mehrere Tage, möglicherweise schon Wochen vorher bis ins kleinste Detail geplant und vorbereitet worden. Bereits am 16. August 1962 bezweifelten einige Journalisten die offizielle Darstellung des Bonner Innenministeriums, Kriminalbeamte hätten – ohne vor und während des Vorfalls anwesend zu sein – sofort nach der Tat einwandfrei feststellen können, daß der BGS-Hauptmann, der die tödlichen Schüsse abgab, DDR-Gebiet „überhaupt nicht berührte". Das schnelle Reagieren der Kriminalpolizei machte die Journalisten stutzig. Sie recherchierten weiter. Dabei erfuhren sie, „einige Herren des Innenministeriums" hätten die Vorgänge genau beobachten können, da sie sich bereits in den frühen Morgenstunden des Dienstag „zufällig" in dem betreffenden Grenzabschnitt befunden hätten. Den Journalisten wurde aber dringend empfohlen, in der öffentlichen Berichterstattung sollte man das jedoch „aus verständlichen Gründen" nicht erwähnen.

Der Korrespondent des Bonner Büros einer US-Nachrichtenagentur plauderte aus, er habe die offizielle Darstellung des Vorfalles an der Grenze bereits zwei Stunden nach dem Mord vom Bonner Innenministerium erhalten.

Wie sich der BGS mit dieser Mordtat identisch zeigte, machten zwei Vorkommnisse unmittelbar nach der Tat klar. Am 16. August 1962 riefen zwei BGS-Angehörige und ein Zivilist unseren Soldaten im Abschnitt Schönberg, Bezirk Schwerin zu: „Bei euch ist schon wieder einer krepiert! Bald wird der Nächste krepieren!" Und im Kreise Lobenstein kamen drei Angehörige des Bonner Grenzschutzes an die Grenze und klatschten schamlos Beifall. So verhöhnten die Spießgesellen der Mörder das Opfer.

Diese menschenverachtende Haltung, die abgrundtiefe moralische Verkommenheit der BGS-Angehörigen, die sich da offenbarte, war eigentlich nicht verwunderlich. Handelt es sich doch beim Bundesgrenzschutz um eine antikommunistisch ausgerichtete Elitetruppe, die als willfähriges Werkzeug die Macht des Monopolkapitals stützt. Es ist eine Freiwilligentruppe aktiver Antikommunisten voller Haß gegen alles Fortschrittliche.

Der Mordschütze war der Grenzjäger Koch. Für den tödlichen Schuß wurde er zum Oberjäger befördert. Die antikommunistische Verhetzung der BGS-Angehörigen, die ständige Beeinflussung durch eine konterrevolutionäre Umsturzpropaganda gegen die DDR macht diese Söldner zu jedem Verbrechen gegen die Staatsgrenze der DDR bereit.

Dieser feige Mord an dem Offizier der Grenztruppen der DDR löste in unserem Land eine breite Protestwelle in allen Schichten der Bevölkerung aus. Hier einige Stimmen: Die Bäuerin Irene Sauerbier aus Wiesenfeld: „Wir verlangen Bestrafung des Mordschützen. Mit den Provokationen muß endlich Schluß gemacht werden." Im VEB Optima Erfurt, hier arbeitete Rudi Arnstadt im Jahre 1948 als Polierer, sagte die Arbeiterin Paula Mägdefessel: „Als ich die Meldung im Rundfunk hörte, war ich erschüttert. Das ist doch unser Rudi, dachte ich. Er war so gewissenhaft, fleißig und aufgeschlossen. Ich erinnere mich noch genau, er gehörte zu den ersten, die sich zur Grenzpolizei meldeten. ‚Damit es nicht noch mal so einen wahnsinnigen Krieg gibt', sagte er schon damals." Hartmut Schuster und Reinhard Linke aus dem gleichen Betrieb erklärten: „Unsere FDJ-Organisation wird die Patenschaft für die beiden Kinder Uwe und Veronika übernehmen. Die beiden Kinder sollen wissen, daß

sie nicht allein stehen." Reporter der Erfurter Zeitung „Das Volk" besuchten die Mutter von Rudi Arnstadt. Sie schrieben: „Wir betreten das kleine Gartenhaus in der Gartenkolonie „Rote Nelke" Nr. 141 im Norden Erfurts. Auf einem Stuhl sitzt gramgebeugt eine kleine, zierliche Frau. Es ist die 74jährige Pflegemutter des am 14. August von widerlichen Elementen in Bundesgrenzschutzuniform ermordeten Hauptmanns der Grenztruppen Genossen Rudi Arnstadt, Frau Therese Morgenroth. Ihr Gesicht ist von der Bitterkeit um den Tod ihres geliebten Pflegesohnes gekennzeichnet. Seit der 8. Lebenswoche hatte Rudi Arnstadt in ihrer Obhut gelebt. „Hier in diesem Garten, auf diesem Pfad hat er die ersten Schritte getan", so erzählte Frau Morgenroth mit leiser Stimme. Wenige Jahre vor dem Kriegsende wurde Rudi Arnstadt – noch fast ein Kind – zur faschistischen Wehrmacht eingezogen. Mit einer schweren Verletzung am linken Oberarm kehrte er 1945 in die Gartenkolonie zurück, in das Haus Nr. 141. Knapp vier Jahre vergingen, da trug Rudi Arnstadt wiederum eine Uniform, aber diesmal eine andere. Es war die Uniform der Deutschen Grenzpolizei.

‚Mutter, ich gehe, um unser Haus, unseren Garten, unsere Stadt, unsere Heimat, uns alle zu schützen. Die Befehlsgeber zum großen Völkermorden im zweiten Weltkrieg leben noch. Sie leben im anderen Teil Deutschlands. Sie wollen das gleiche wiederholen. Um das zu verhindern, deshalb gehe ich an die Grenze, um zu wachen.'

Mit diesen Worten hatte sich 1949 Rudi Arnstadt von seiner Pflegemutter verabschiedet. Im Oktober 1961 hatte Frau Morgenroth ihren Pflegesohn zum letzten Mal gesehen, als sie ihn in der Grenzeinheit besuchte. „Ich sah ihn nur für Stunden", so erzählte sie. „Er hatte nur wenig Zeit. Sein Dienst war ihm alles. ‚Ich muß 'raus zu meinen Genossen an die Grenze, Mutter, ich komme bald wieder.'"

Und wieder betrachtet sie unter Tränen, von tiefem Schmerz ergriffen, ein kleines Bild, das sie in den zitternden Händen hält. „Ich kann es noch gar nicht fassen, daß er nicht mehr lebt, mein Rudi. Diese Banditen, sie haben ihn ermordet, meinen Sohn! So wie sie schon damals in den zwanziger Jahren gemordet haben, als der große Pels-Streik hier in Erfurt war – mich haben sie mit dem Knüppel auf den Kopf geschlagen, weil ich als Mitglied der KPD den Streik unterstützte, genauso morden dieselben Verbrecher heute an der Grenze auch. Ich hasse sie! Ich klage sie an, die Faschisten des Bonner Staates. Warum habt ihr meinen Rudi ermordet? Es ist furchtbar. Mein Rudi lebt nicht mehr und seine Worte: ‚Mutter ich komme bald wieder', ich werde sie nicht mehr hören".

Seinen Eltern, genauer gesagt seinen Pflegeeltern, verdankte Rudi Arnstadt viel. Als Arbeiterkind 1926 in Erfurt geboren, wuchs er in einem klassenbewußten Elternhaus auf. Seine Pflegeeltern kämpften seit 1928 als Kommunisten für die Interessen der Arbeiterklasse. Sie erzogen Rudi im Sinne der Arbeiterklasse und ihrer Partei. Am eigenen Leibe lernte er die Not und das Elend der Arbeiter im kapitalistischen Deutschland kennen. Für ihn blieb als Bildungsmöglichkeit nur die Volksschule, die er in Erfurt besuchte. In einer Eisengießerei war er Arbeiter. Die furchtbaren Kriegserlebnisse machten ihn noch sehender. Nach der Befreiung vom faschistischen Joch stellte er seine ganze Kraft dem Wiederaufbau zur Verfügung und wurde 1947 Mitglied der SED. Im Jahre 1949 meldete sich Rudi Arnstadt freiwillig zum Dienst an der Grenze. Der aufgeweckte junge Arbeiter, der wußte wo sein Platz war, qualifizierte sich vom Posten bis zum Kompaniechef.
Immer war er seinen Soldaten ein guter und auch strenger Vorgesetzter. Er genoß bei ihnen viel Vertrauen. Wie ein Vater war er zu ihnen. Seine Forderungen waren hoch, ließ er sich doch stets von den Aufgaben zur Sicherung der Staatsgrenze leiten. Seine Genossen erzog er zu bewußten Kämpfern der Arbeiterklasse. Treu und gewissenhaft, unter Zurückstellung seiner persönlichen Interessen und Belange, führte er über Jahre seine Kompanie zu guten Ergebnissen in der Grenzsicherung und in der politischen und militärischen Ausbildung.

Für seine ausgezeichneten Leistungen in der Ausbildung und Erziehung seiner Grenzsoldaten wurde Hauptmann Arnstadt mehrfach belobigt und ausgezeichnet. Zweimal wurde sein vorbildliches Handeln mit der Medaille „Für vorbildlichen Grenzdienst" gewürdigt. Für langjährige Pflichterfüllung erhielt er die Medaille „Für treue Dienste" in Silber. Der Jugendverband zeichnete ihn für seine gute Unterstützung der FDJ-Arbeit mit der Friedensmedaille aus.
Sein feierlicher Eid auf die Fahne der Arbeiter-und-Bauern-Macht war stets die Richtschnur seines Handelns als Offizier der Grenztruppen und als Kommunist.

Am 15. August 1962 nahmen tief erschüttert und in schmerzlicher Trauer die Einwohner der kleinen Stadt Geisa, unweit von Wiesenfeld, von dem treuen Sohn der Arbeiterklasse Abschied. Zuvor hatte Generalmajor Riedel im Auftrage des Ministerrates der DDR den Genossen Arnstadt vor seiner Kompanie mit der „Verdienstmedaille der DDR" post mortem ausgezeichnet. Soldat Rösner, der seinem Kompaniechef in der letzten Stunde an der Grenze ein treuer und mutiger Begleiter war, wurde mit der Medaille „Für vorbildlichen Grenzdienst" geehrt.

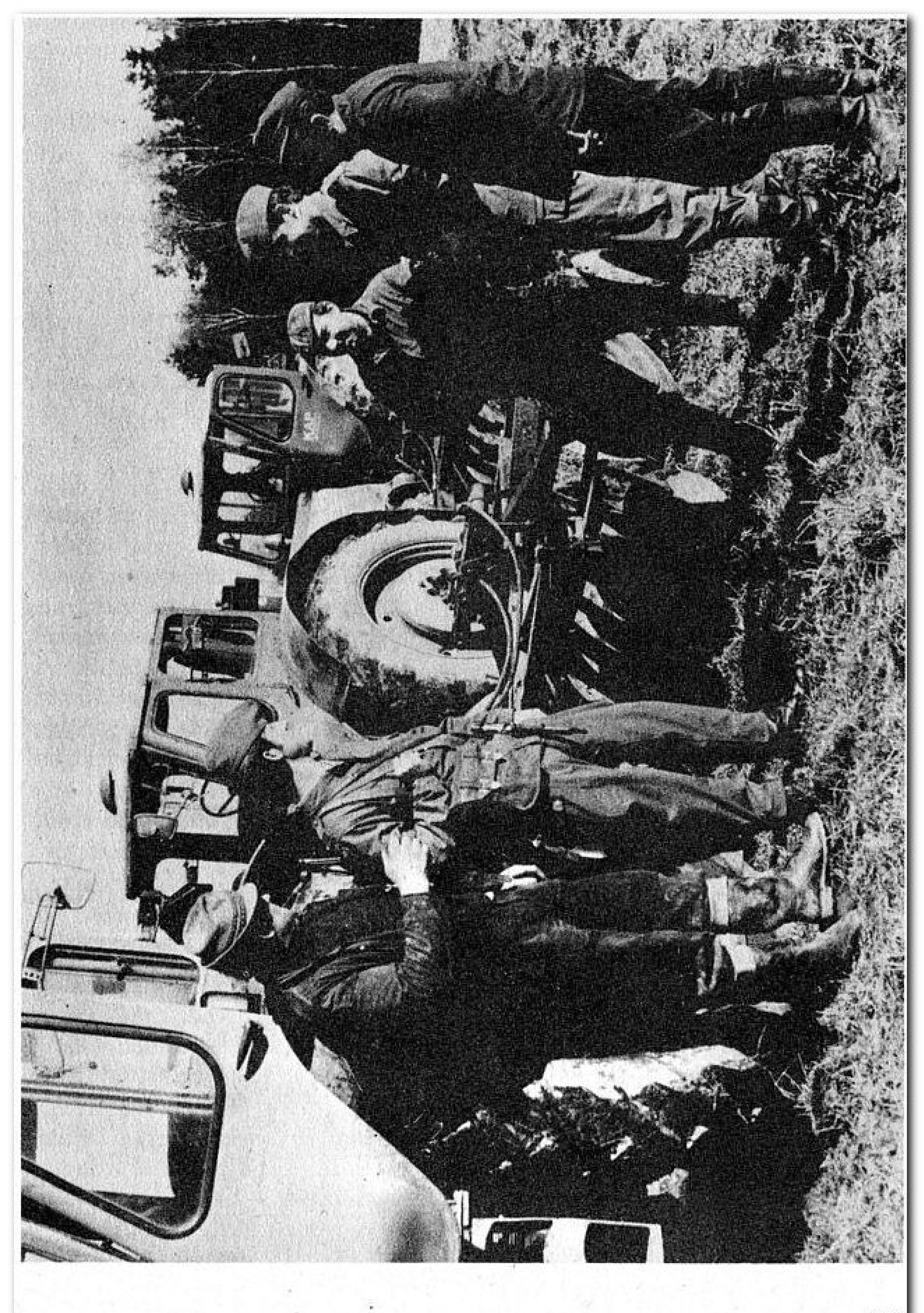
Am Freitag, den 18. August, wurde Hauptmann Rudi Arnstadt in seiner Heimatstadt Erfurt feierlich beigesetzt. Über 6000 Einwohner der thüringischen Bezirksstadt nahmen an dem Trauerakt auf dem Hauptfriedhof teil.

Genosse Rudi Arnstadt fand seine letzte Ruhestätte im Ehrenhain der antifaschistischen Widerstandskämpfer. Die Abschiedsworte seines Regimentskommandeurs und drei Salven der Ehrenkompanie bekräftigten den Schwur: „In den Herzen der Grenzsoldaten und aller Werktätigen unseres Vaterlandes ist Dir, Genosse Arnstadt, für immer ein Denkmal gesetzt."

In fast fünfzig Kollektiven, die seinen Namen tragen, wird das Vermächtnis unseres Helden in Ehren erfüllt. Nur wenige Kilometer von Wiesenfeld entfernt, in der Marx/Engels-Grube des Kalikombinates Werra in Unterbreizbach, arbeitet die Jugendbrigade „Rudi Arnstadt". Seit Jahren liegt sie mit vorbildlichen Produktionsergebnissen mit an der Spitze im Wettbewerb. Ein ehemaliges Brigademitglied, der jetzige AGL-Vorsitzende Gerhard Böhme, diente als Unteroffizier unter Hauptmann Arnstadt und war am Tage des Mordes nur 300 Meter von der Stelle des Verbrechens entfernt.

In der kleinen Stadt Geisa tragen das Kulturhaus und eine neuerbaute Schule seinen Namen. In seiner Kompanie verabschieden sich die Reservisten jedesmal mit einem Blumengebinde, das sie am Ehrenmal vor dem Kulturhaus niederlegen. Die neuen Grenzsoldaten werden, ehe sie ihren Dienst an der Staatsgrenze aufnehmen und an ihre Stelle treten, im „Arnstadt-Zimmer" der Kompanie mit dem Leben und Kampf des vorbildlichen Offiziers der Grenztruppen der DDR vertraut gemacht.

Der Sohn Rudi Arnstadts, Uwe, hatte sich 1977, als er bei den Grenztruppen diente, auf eigenen Wunsch in die ehemalige Grenzkompanie seines Vaters versetzen lassen. „Ich glaube", sagte Uwe, „daß hier der Platz ist, wo ich am ehesten dem Vermächtnis des Vaters gerecht werden kann." Er wurde dem gerecht. Hier wurde er auch Mitglied der SED. An den Platz des Ermordeten sind neue Kämpfer getreten, erfüllen die Söhne das Vermächtnis der Väter.



## Eine notwendige Zwischenbemerkung

In einem Jahr fünf Morde an Grenzsoldaten der DDR, das war offensichtlich kein Zufall. Da hatte kein mysteriöses Schicksal oder eine überirdische Fügung die Hand im Spiele. Das waren auch keine privaten Racheakte oder abenteuerlichen Einzelgänger, die aus irgendwelchem Grund ihr Mütchen kühlen wollten. Nein – es waren gezielte Angriffe gegen die Staatsordnung der DDR, gegen den Sozialismus.

Auffällig war dabei der koordinierte und zielgerichtete Charakter sowohl aller Provokationen und aggressiven Anschläge, einschließlich der Morde, als auch die damit im Zusammenhang stehende entfesselte, breit angelegte Kampagne gegen die Grenztruppen der DDR. Man griff die Staatsgrenze, besonders den antifaschistischen Schutzwall in Berlin an und wollte so die sozialistische Ordnung unserer Republik treffen.

Die Morde im Jahre 1962, denen Grenzsoldaten zum Opfer fielen, waren nicht zufällig, sondern geplante und vorbereitete Morde. Sie zielten darauf ab, eine breite Front gegen die DDR und ihre Grenzsicherungsmaßnahmen zusammenzuzimmern und mit allen Mitteln eine neue Welle der Hetze und Verleumdung gegen unsere Grenzsoldaten entstehen zu lassen, die Friedenspolitik unseres Staates zu verunglimpfen, Gefühle der Feindseligkeit gegen die DDR zu schüren und die Spannungen an der Staatsgrenze noch mehr anzuheizen, um die imperialistischen Pläne gegenüber dem ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat leichter verwirklichen zu können. Wer will angesichts dieser Ermordeten jene beklagen, die blindlings oder im tiefen Haß gegen das Neue den Mördern und ihren Hintermännern Gefolgschaft leisteten?

Nimmt man den mörderischen Feuerüberfall der Westberliner Polizisten auf Peter Göring oder den aggressiven Mord im Falle des Verbrechens bei Wiesenfeld. In beiden Fällen wurden seitens des Klassenfeindes nicht nur die möglichen gefährlichen Folgen dieser inszenierter Grenzzwischenfälle ignoriert, sondern bewußt auch ein wahrhaft teuflisches Spiel arrangiert, bei dem auf weitere Todesopfer keine Rücksicht genommen wurde. In drei Fällen kamen die Mörder direkt aus Westberlin oder der BRD oder handelten von dort aus. In den anderen zwei Fällen waren die Täter dem enormen Druck der ideologischen Diversion des Klassenfeindes erlegen. Sie handelten alle im Sinne der zügellosen Mordhetze der bürgerlichen Massenmedien, die Direktivcharakter trug und schossen sich brutal, rücksichtslos und menschenverachtend den „Weg frei".

Wo sind die tieferen Ursachen, die den Morden des Jahres 1962 zugrunde liegen, zu suchen?
Als am 13. August 1961 mit der Sicherung unserer Staatsgrenze den Revanchisten der BRD die Absicht verwehrt wurde, „mit klingendem Spiel" als triumphierende „Befreier" nach „begrenztem Waffengang" in die DDR einzumarschieren, erlitt der deutsche Imperialismus die schwerste Niederlage seit Gründung der DDR. Ein der Sympathie zum Sozialismus gewiß unverdächtiger Zeuge, der britische Publizist Sebastian Haffner, beurteilte diese Niederlage im November 1964 im BRD-Fernsehen so: „Der 13. August 1961, das wird mit dem zunehmenden Zeitabstand immer klarer, war ein sekuläres Datum deutscher Geschichte, nicht weniger einschneidend als der 11. November 1918 und der 8. Mai 1945. Es war die dritte – diesmal Gott sei Dank unblutige – Niederlage: Die Niederlage einer deutschen Politik, die Deutschlands Situation durch Druck, Zwang und kalten Krieg, in der letzten Konsequenz notfalls wohl auch durch wirklichen Krieg, zu verbessern hoffte. Dafür hatte man sich dreimal zunächst Chancen ausrechnen können, damit hatte man dreimal Anfangserfolge gehabt, und damit war man dreimal zum Schluß mit dem Kopf gegen eine Mauer gerannt. Adenauer war seit dem 13. August 1961 ein gescheiterter Politiker, nicht weniger als vor ihm Wilhelm II. und Hitler." Doch die eingefleischten Verfechter des kalten Krieges und der Konfrontation wollten ihre Niederlage nicht hinnehmen. Der Klassenfeind wandte nunmehr alle Mittel an: inszenierte Zusammenstöße, organisierte Provokationen, mobilisierte die Unterwelt, rekrutierte Achtgroschenjungen und politische Hasardeure und scheute schließlich auch vor Mord an Grenzsoldaten nicht zurück.
In völliger Verkennung des tatsächlichen Kräfteverhältnisses wollten die deutschen Imperialisten wieder einmal das Rad der Geschichte zurückdrehen. Es war der untaugliche Versuch, die „Grenze durchlässig" zu machen, unsere staatliche Autorität und Souveränität an der Grenze in Frage zu stellen und so die heilsamen Wirkungen des antifaschistischen Schutzwalles zu annullieren.
Noch ein paar Worte zum „Feuerschutz" und der „Waffengebrauchsbestimmung" bundesdeutscher und Westberliner bewaffneter Organe. Bis zum heutigen Tage schreiben die in diesen Organen gültigen Dienstvorschriften und Anweisungen vor, Grenzverletzern „Feuerschutz" zu geben. Und in der „Waffengebrauchsbestimmung" ist schwarz auf weiß festgelegt, daß jeder „Vollzugsbeamte" selbst nach eigenem Ermessen und Gutdünken entscheiden kann, ob er das Gebiet der DDR unter Feuer nimmt und ob er die Grenzposten der DDR mit seiner Waffe bedroht.



**Unteroffizier SIEGFRIED WIDERA**

geboren 12. 2. 1941 ermordet 8. 9. 1963

## Girrmann-Banditen

In den Jahren 1962/63 machte im Zusammenhang mit Grenzzwischenfällen und verbrecherischen Anschlägen gegen die Staatsgrenze der DDR zu Westberlin eine terroristische Organisation unrühmlich von sich reden, die von einem gewissen Girrmann geleitet wurde. So versuchte am 7. August 1962 diese Bande einen schweren Grenzdurchbruch. Sie trieb einen Tunnel in das Gebiet der DDR bis unter das Haus Kiefholzstraße 338 im Berliner Stadtbezirk Treptow vor. Durch diesen Tunnel sollten Terroristen in die Hauptstadt gewaltsam eindringen und unter dem Feuerschutz der Westberliner Polizei Personen nach Westberlin schleusen.
Die Banditen waren nach Aussage des später festgenommenen Terroristen Dieter Gengelbach mit Maschinenpistolen ausgerüstet, für die sich die Banditen Dumdum-Geschosse angefertigt hatten. Wörtlich sagte Gengelbach: „Die Gruppe hatte den Charakter einer Terrororganisation, deren Mitglieder sich zur Durchführung von bewaffneten Provokationen gegen die Staatsgrenze der DDR zusammenschlossen."

In den Mittagsstunden des 23. August 1963 versah der Gefreite Siegfried Widera mit seinem Posten den verantwortungsvollen Dienst an der Staatsgrenze zu Westberlin. Dem Grenzposten näherten sich zwei unbekannte männliche Personen. Bei der Kontrolle durch die Grenzsoldaten überfielen die beiden Männer brutal und zum Äußersten entschlossen den Grenzposten und schlugen ihn nieder. Gefreiter Widera fiel besinnungslos nieder und sein nur für wenige Sekunden betäubter Posten konnte auf die flüchtigen Banditen noch schießen. Den Verbrechern aber gelang die Flucht.
Bei der Untersuchung ergab sich, daß die Fäden dieses Mordanschlages zur Girrmann-Bande führten.

Trotz aller Bemühungen der Ärzte erlag Siegfried Widera am 8. September 1963 den Folgen der erlittenen schweren Verletzungen.

Damit hatten die Grenztruppen ein weiteres Opfer zu beklagen. Siegfried Widera, der im Jahre 1941 in einer Arbeiterfamilie geboren wurde, erlernte nach seinem Schulbesuch den Beruf eines Drehers. Seine Arbeitskollegen schätzten ihn als einen gewissenhaften und fleißigen Facharbeiter. Im Oktober 1960 meldete er sich freiwillig zum Dienst in den bewaffneten Kräften der DDR. In den historischen Tagen des 13. August 1961 stand er in vorderster Linie bei der Sicherung der Staatsgrenze. In seiner Einheit zählte der bescheidene und immer disziplinierte

Genosse Widera zu den Besten. Seine ständige Hilfsbereitschaft und sein freundliches Wesen verschafften ihm Achtung und Vertrauen im Kollektiv.

Als Postenführer eingesetzt, versah er stets exakt und entsprechend den Vorschriften den Dienst an der Grenze. Genosse Widera war verheiratet, seinen Sohn lernte er nicht mehr kennen, er wurde erst nach seinem Tode geboren. Postum wurde er zum Unteroffizier befördert und für seine treue und mutige Pflichterfüllung mit der Medaille „Für vorbildlichen Grenzdienst" ausgezeichnet.

Der Zentralrat der Freien Deutschen Jugend ehrte das vorbildliche Mitglied des sozialistischen Jugendverbandes postum mit der „Artur-Becker-Medaille" in Gold.
Ein Gedenkstein „Am Sterndamm" in Berlin-Johannisthal erinnert an den tapferen Grenzsoldaten.



Unteroffizier EGON SCHULTZ

geboren 4. 1. 1943 ermordet 5. 10. 1964

## Wühlratten

In der Nummer 43 vom 25. Oktober 1964 veröffentlichte die in großer Auflage erscheinende Münchener Illustrierte „Quick" auf ihrer Titelseite ein großaufgemachtes Foto, das einen Mann von hinten aufgenommen zeigte, hochgeschlagener Mantelkragen und in den auf dem Rücken verschränkten Händen eine Pistole. Daneben groß die knallige Titelzeile: „Ich habe den Vopo erschossen".

In der sogenannten „freien Welt" ist eben alles möglich, wird alles vermarktet und letztendlich in klingende Münze verwandelt, wird ein gemeiner Mörder zum „Helden" hochstilisiert. Der Mann, der da vor der Kamera des Fotografen posierte, ist der Mörder des Unteroffiziers der Grenztruppen der DDR Egon Schultz.

Bis auf den heutigen Tag lebt er auf freiem Fuß im „freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat " BRD. Gegen ihn wurde nie von BRD- oder Westberliner Seite aus ein Strafverfahren eingeleitet, geschweige denn durchgeführt.

Von der ersten Idee über die stabsmäßige Planung bis zur brutalen Ausführung des Verbrechens - von dem im folgenden die Rede sein wird - war Geldgier eines der Hauptmotive für die schändliche Tat. Damit das aber in der Öffentlichkeit nicht gleich ruchbar wurde, hing man dem ganzen Unternehmen von vornherein ein politisches Mäntelchen um.

Die kalten Krieger setzten auch im Jahre 1965 nach wie vor auf die Karte der Spannungen und ließen keine Möglichkeit ungenutzt, an der Grenze Unruhe zu erzeugen. Allein in der Zeit vom 13. August 1961 bis Oktober 1965 wurden ca. 24000 Provokationen von Westberlin aus gegen die Staatsgrenze der DDR verübt, deren Skala vom aggressiven Sprengstoffanschlag auf unsere Grenzsicherungsanlagen, über ekelhafte Beschimpfungen und gezielte Steinwürfe bis hin zum Beschießen und gemeinen hinterhältigen Mord an Grenzsoldaten reichte. Von Westberlin aus wurden 30 Tunnel in die Hauptstadt der DDR getrieben, durch die bewaffnete Banditen in die DDR eindrangen und Menschenhändler ihre „lebende Ware" nach Westberlin zu bringen versuchten.

Und der geplante Bau eines solchen Tunnels war der Anlaß, daß sich im Juli 1964 in Westberlin zwielichtige Subjekte - angeworbene Studenten der „Freien Universität", politische Hasardeure, kriminelles Gesindel unter der Leitung des Rädelsführers Fuchs trafen.

Da für ein solches Vorhaben Zeit, vor allem aber Geld benötigt wurde, sah man sich nach Geldgebern um. Das Aushängeschild dieser Bande war „Fluchthilfe", mit anderen Worten: Menschenhandel. Mit diesem Firmenschild wurde den Tunnelgräbern in spe in Westberlin Tür und Tor geöffnet. Der Westberliner CDU-Chef Franz Amrehn machte flugs 30 000 DM locker. Auch die Redaktionen der Frontstadtpresse und westdeutsche Zeitungskonzerne zeigten sich sehr spendabel. Exklusivverträge über das Erstveröffentlichungsrecht wurden abgeschlossen. Die Westberliner Behörden billigten wohlwollend das gefährliche Treiben, paßte es doch in das Konzept ihrer Politik. Und die Westberliner Polizei drückte beide Augen zu, mehr noch, sie überließ der Bande Waffen und Ausrüstungsgegenstände. Der Zeitpunkt des Vorhabens ist interessant, fiel er doch genau in die Zeit der Verhandlungen zwischen dem Senat von Westberlin und der Regierung der DDR über ein Passierscheinabkommen.

Die Fuchsbande fand also nicht nur Finanziers, ihr wurde auch versichert: „Höchste Stellen" garantieren ihnen Rückendeckung. Später, im Oktober, plauderte die „Frankfurter Rundschau" aus: Das Polizeipräsidium teilte mit, daß es zwar alle Einzelheiten des Unternehmens kenne, sie aber aus ‚politischen Gründen' nicht mitteilen dürfe."

Noch war es nicht soweit. In wochenlanger Arbeit wühlten sich die „Fluchthelfer" aus dem Keller einer stillgelegten Bäckerei in der Bernauer Straße in Westberlin unter der Grenze durch und trieben den Tunnel bis in den Hof eines Hauses in der Strelitzer Straße in der Hauptstadt der DDR. Der Ausgang des Tunnels endete in einer alten Toilette(!). Mit Sprechfunkgeräten ausgerüstet und Beobachtern auf den Dächern, um unsere Grenzposten beizeiten ausmachen zu können, betrieben die Banditen ihr schmutziges Handwerk.

Dann war es soweit. In den ersten Oktobertagen des Jahres 1964 sollte das eigentliche Unternehmen steigen. Die Wühlratten vergaßen auch nicht, von all ihrem Treiben Fotos und Filmaufnahmen zu machen.

Am 5. Oktober 1964, die Hauptstadt der DDR, Berlin, hatte zu Ehren des bevorstehenden Tages der Republik schon ihr Festkleid angelegt, Fahnen und Girlanden schmückten Straßen, Häuser und Plätze, war Unteroffizier Egon Schultz mit den Genossen seiner Gruppe in den Abendstunden zum Grenzdienst in der Strelitzer Straße eingesetzt. Bestimmte Anzeichen in Westberlin, in der Bernauer Straße und bei uns ließen erkennen, daß von seiten des Klassenfeindes etwas im Gange war. Unteroffizier Schultz erhielt den Befehl, den Hof eines Hauses in der Strelitzer Straße zu überprüfen. Gemeinsam mit dem Gefreiten

Manfred Kanbach gingen sie 0.15 Uhr durch den Hausflur. Kaum hatte Unteroffizier Schultz die Tür zum Hof geöffnet, wurden Schüsse auf ihn abgefeuert. Tödlich getroffen brach der Grenzsoldat zusammen. Die Banditen hatten vom Tunnelausgang her rücksichtslos auf unseren Grenzsoldaten geschossen. Gefreiter Kanbach schilderte später: „Wir bekamen Befehl, ein Haus hinter der Grenze abzusichern. Als Genosse Schultz durch die Tür des Hinterhauses trat, fielen sofort die Schüsse meuchlings aus dem Hinterhalt. Wir schossen zurück, doch die Banditen waren schon im Tunnel entkommen." Am Tatort fanden die Grenzsoldaten eine Pistole und Gasmasken aus Beständen der Westberliner Polizei.

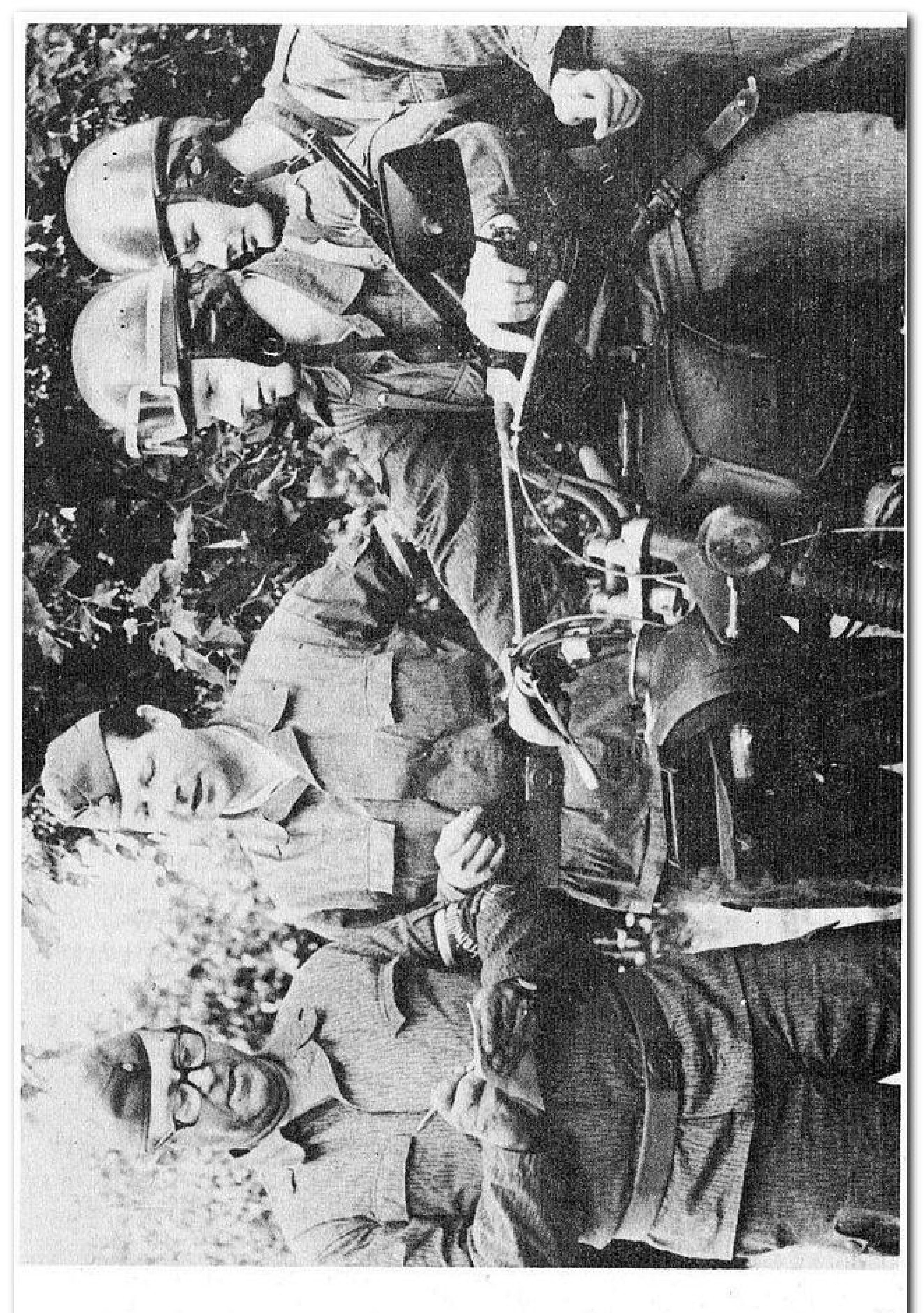
Schaut man sich die Hintergründe dieses erneuten Verbrechens etwas genauer an, fällt einem ins Auge, hier vermengen und durchdringen sich kriminelle mit schmutzigen politischen Motiven.

Noch ein wichtiges Moment gab es, es wurde schon kurz erwähnt. Dieser ruchlose Mord fiel in die Zeit des Passierscheinabkommens. Gewissen reaktionären Kreisen in der BRD und Westberlin paßte das überhaupt nicht. Ihnen war jedes Mittel recht, dieses im humanitären Bereich liegende Abkommen nicht wirksam werden zu lassen. Erich Honecker, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der SED, sagte dazu in seiner auch an die Westberliner Bevölkerung gerichteten Trauerrede: „Wir klagen ein System an, das den Mord zur politischen Waffe macht ... Die tödlichen Schüsse waren also auch gegen das neue Passierscheinabkommen gerichtet, sie waren gerichtet gegen den antifaschistischen Schutzwall, der seit dem 13. August 1961 unseren und euren Frieden bewahrt". Der Redner fuhr fort: „Wir sind entschlossen, trotz aller Provokationen die Politik des Friedens und der Verständigung, der Normalisierung der Beziehungen zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und Westberlin fortzusetzen."

Unteroffizier Egon Schultz, der, getreu seinem Fahneneid, seine soldatische Pflicht bis zum letzten Atemzug vorbildlich erfüllte, gehörte zu den Besten seiner Grenzkompanie.

Als ihn die Mordkugel traf, war die Urkunde für das Bestenabzeichen schon mit seinem Namen versehen und die Auszeichnung lag für ihn bereit. Genosse Schultz sollte damit am 7. Oktober, zum Tag der Republik, geehrt werden. Was war Egon Schultz für ein Mensch? Lassen wir seine Genossen zu Worte kommen.

Gefreiter Kanbach, er stand bis zuletzt an der Seite des Unteroffiziers: „Einen Besseren kann ich mir gar nicht denken. Er wußte viel, aber nie



hat er damit geprahlt. Genosse Schultz war sehr bescheiden und hatte für alles Verständnis."

Soldat Tölle: „Als er zu uns kam, dachte ich: Der ist ja mit mir eingezogen worden, da hat er auch nicht mehr Ahnung. Jeder Neue wird ja erst ‚getestet'. Aber sehr schnell haben wir ihn als einen Menschen anerkannt, der etwas kann. Und Spaß verstand er. Er war immer fröhlich, nie schlecht gelaunt." Der Kompaniechef, Oberleutnant Fröhlich, rundete die Beurteilung ab: „Man neigt ja dazu, einen Toten zu idealisieren.

Egon Schultz war wirklich außergewöhnlich. Ich wüßte überhaupt nicht, was man Nachteiliges über ihn sagten sollte. Es gibt ja Menschen, die einem das Herz erwärmen. Er war so, wie wir uns einen Unteroffizier vorstellen: klug, bescheiden hilfsbereit und freundlich. Seinen Dienst erfüllte er so exakt, daß wir vorgesehen hatten, ihn noch im Herbst als Zugführer einzusetzen, obwohl er erst im April von der Unteroffiziersschule zu unserer Kompanie gekommen war." Egon Schultz, im Jahre 1943 geboren, stammte aus einer Arbeiterfamilie. Durch die Kriegsereignisse wurde seine Familie nach Rostock verschlagen. Hier besuchte er die polytechnische Oberschule. Sein größter Wunsch war es, einmal Lehrer zu werden. Schon als Schüler spielte er am liebsten Schule. Unser sozialistischer Staat ermöglichte ihm die Erfüllung seines Berufswunsches.

Am Institut für Lehrerbildung „Adolf Diesterweg" in Putbus auf Rügen studierte er. Danach wurde er an die 2. Polytechnische Oberschule in Rostock-Dierkow versetzt. Hier arbeitete er vorbildlich, so daß man ihm gleich eine 1. Klasse mit 27 Schülern anvertraute. Die Studienrätin Martha Kröplin wußte zu berichten: „Als Kollege Schultz Soldat wurde, übernahm ich seine Klasse. Es war für mich gar nicht leicht, all die guten Dinge fortzusetzen, die er begonnen und mit denen er die Herzen der Kinder im Sturm erobert hatte. War er auf Urlaub, sagte er einfach, ‚kann ich mal eine Stunde unterrichten'. Und dann sprach er von seinem Dienst an der Grenze so begeistert, daß er die Kinder mitriß." Im Herbst 1963 wurde Egon Schultz zum Dienst zu den Grenztruppen einberufen. Er verpflichtete sich als Soldat auf Zeit für drei Jahre.

Seine Befürchtungen, nach dem Wehrdienst in der Schule wieder von vorn anfangen zu müssen, sah er später so: „Doch bald merkte ich, daß die Soldatenzeit und die neuen Lebenserfahrungen mir in meinem Beruf direkt helfen würden. Auch die Arbeit eines Unteroffiziers hat etwas mit Pädagogik zu tun. Der Soldat unseres Staates darf nicht nur denken – er soll!"

Nachdem er die Unteroffiziersschule absolviert hatte, die er mit guten

Ergebnissen abschloß, wurde er zum Dienst in die Berliner „Friedrich-Engels-Kaserne" als Gruppenführer versetzt. Zu seinen Soldaten sagte er oft: „Man muß nicht nur gut arbeiten, man muß das, was man geschaffen hat, auch gut und zuverlässig mit der Waffe schützen."

Bei den Grenztruppen wurde Egon Schultz Kandidat der SED. Für ihn war es ein folgerichtiger Schritt, in der Partei der Arbeiterklasse aktiv zu wirken. Als er im Urlaub seinem Vater das Parteidokument zeigte, sagte dieser zu ihm: „Nun gut Junge, wenn du dich entschieden hast, bist du auf dem richtigen Wege, weil es deine Überzeugung ist."

Als die FDJ-Organisation für die Weiterbildung der Soldaten einen Zirkel für Deutsch und Mathematik einrichten wollte, erklärte der Unteroffizier: „Das kann ich übernehmen." Feldwebel Janka schilderte das so: „Genosse Schultz leitete doch unseren Mathematik- und Deutschzirkel. Nicht alle hatten schon zehn Klassen besucht. Erst hatten sich nur ein paar für den Zirkel gemeldet. Genosse Schultz sprach mit einigen Genossen und interessierte sie für die Mathematik. ‚Sag selbst, was habe ich davon, ob du lernst oder nicht. Es ist doch für dich, für später.' So sprach Egon und freute sich über jeden, den er überzeugte. Wir haben uns oft darüber unterhalten. ‚Jetzt muß mein Unterricht aber gut sein, damit sie bei der Stange bleiben', sagte er mir. Wenn jemand wegen eines plötzlichen dienstlichen Einsatzes nicht dabei sein konnte, hat sich unser Genosse Schultz mit ihm ein andermal zusammengesetzt, damit er nicht den Anschluß verpaßte. Auf diese Weise hielt er fast jede Zirkelstunde zweimal. Selbst wenn wir Ausgang hatten, blieb er manchmal in der Kaserne und half seinen Kameraden oder bereitete sich auf den nächsten Zirkel vor."

Unteroffizier Egon Schultz wurde post mortem mit der „Artur-Becker-Medaille" in Gold, der „Dr.-Theodor-Neubauer-Medaille", der Medaille „Für vorbildlichen Grenzdienst" und dem „Leistungsabzeichen der Grenztruppen" ausgezeichnet.

Über 100 Kollektive tragen seinen Namen. Die Strelitzer Straße wurde in Egon-Schultz-Straße umbenannt und seine Schule in Rostock heißt „Egon-Schultz-Oberschule".
Am Haus des Lehrers in Berlin erinnert eine Gedenktafel an den vorbildlichen Lehrer, den pflichtgetreuen Unteroffizier und den standhaften Kommunisten Egon Schultz.

Auch die Unteroffiziersschule der Grenztruppen der DDR trägt diesen verpflichtenden Namen.




Unteroffizier ROLF HENNIGER

geboren 30. 11. 1941 ermordet 15. 11. 1968

## Ein Tag im November

Die Wolken des Novembertages hingen bleigrau, schwer und voller Regen über Saalfeld. Trotz strömenden Regens schien es, als ob die ganze Stadt in den Mittagsstunden auf den Beinen war. Von der Festhalle im Zentrum der Stadt bis zum Friedhof stand rechts und links der Straße ein Spalier tausender Menschen, um einem treuen, aufrechten Sohn ihrer Stadt das letzte Geleit zu geben, den letzten Gruß zu erweisen. Dem auf einem Militärfahrzeug aufgebahrten Sarg mit der sterblichen Hülle des Unteroffiziers der Grenztruppen der DDR, Rolf Henniger, folgten seine Eltern, die Ehefrau, Verwandte, der Stadtkommandant der Hauptstadt der DDR, Generalmajor Helmut Poppe, Vertreter der Partei, der Staatsorgane und der Massenorganisationen. Viele hundert Bürger schlossen sich dem Trauerzug an. Die Stadt, in der Rolf Henniger 1941 geboren wurde, in der er die Schule besuchte und einen Beruf erlernte, wo er lebte, arbeitete und liebte, nahm Abschied von einem Bürger, der auch für sie sein junges Leben bei der Sicherung der Staatsgrenze gegeben hatte.

Hier im Bahnbetriebswerk in Saalfeld arbeitete Rolf Henniger und qualifizierte sich zum Lok-Führer. Seine Arbeitskollegen schätzten ihn als einen zuverlässigen, ruhigen und ausgeglichenen Arbeiter. Fleißig und ehrlich versah er seine verantwortungsvolle Arbeit auf der Lokomotive. Sein bewußtes Auftreten als Arbeiter hatte ihm in seinem Betrieb Autorität verschafft. Seine Arbeitskollegen begleiteten ihn nun auf seinem letzten Weg.

Rolf Henniger war ein aktives Mitglied der Freien Deutschen Jugend. Immer und überall zeigte er eine klare klassenmäßige Haltung.

Im November 1967 wurde er zum Wehrdienst in die Grenztruppen der DDR einberufen. Vom ersten Tag seiner Dienstzeit an zeigte Genosse Henniger gute Leistungen. Er, der es vom Dienst auf der Lok bei der Reichsbahn gewohnt war, große Verantwortung zu tragen, gehörte zu den besten und zuverlässigsten Grenzsoldaten seiner Einheit. Still und bescheiden erfüllte er alle ihm übertragenen Pflichten.

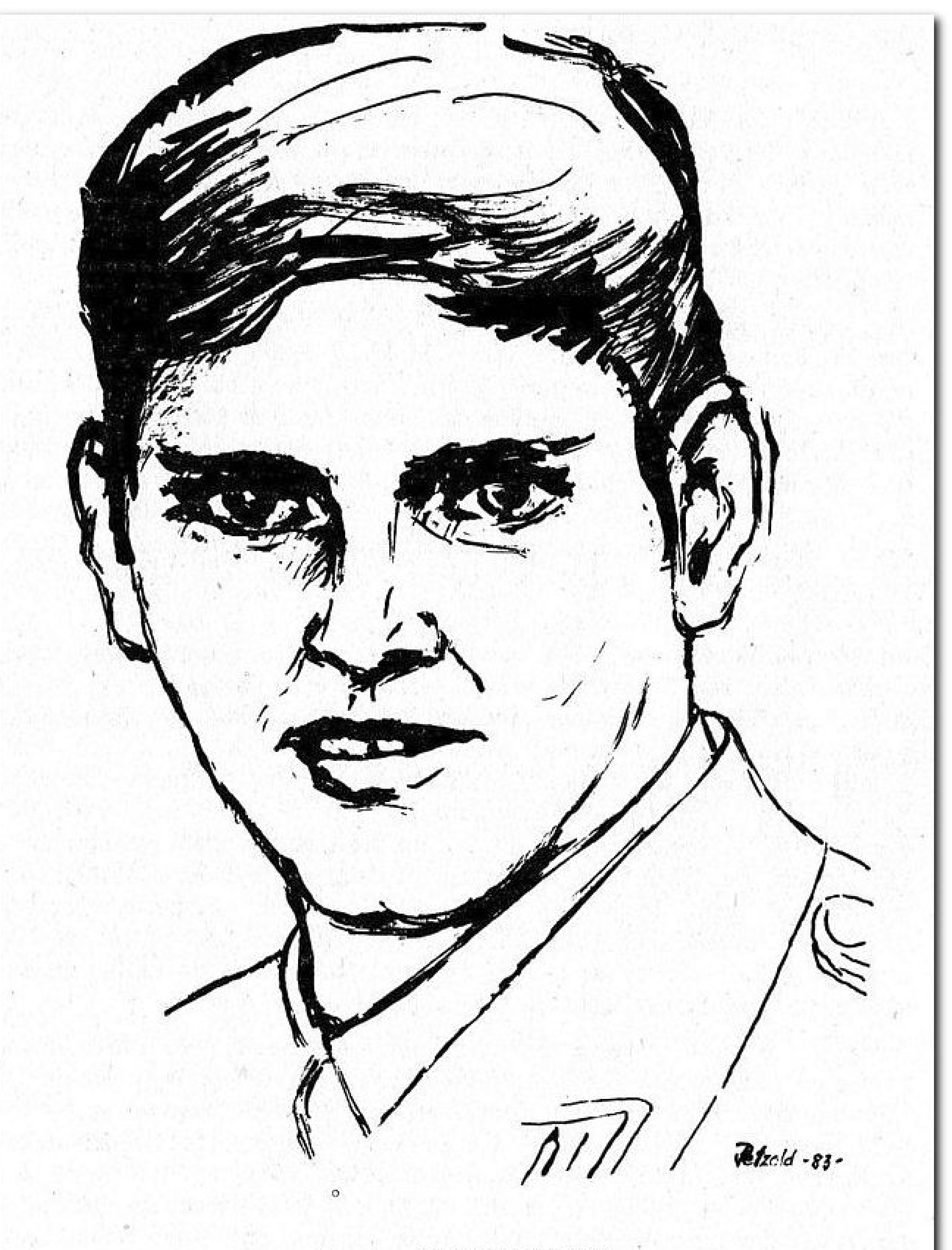
In seiner Grenzkompanie versah er als Militärkraftfahrer eines „Grenztrabant“ seinen Dienst. Gute Disziplin, hohes fachliches Können gepaart mit einem parteilichen Standpunkt charakterisierten seinen Dienst an der Grenze. Genosse Henniger stand immer mit Wort und Tat

zu unserer Sache. Für seine vorbildlichen Leistungen wurde er mehrmals belobigt und zum 19. Jahrestag der DDR vorzeitig zum Gefreiten befördert. Seit einem Jahr war er verheiratet.

Der 15. November 1968 war ein diesiger Novembertag. Gefreiter Henniger war mit Feldwebel Blumenhagen mit dem Trabant auf Kontrollfahrt an der Grenze. Bis in die späten Abendstunden gab es keine Besonderheiten im Bereich des Grenzabschnittes von Potsdam-Babelsberg. Die beiden fuhren gerade durch einen Park. Während sich Gefreiter Henniger auf die Fahrbahn konzentrierte, beobachtete Feldwebel Blumenhagen das Gelände. Im Scheinwerferlicht waren nur Baumstämme zu erkennen. Auf einmal stutzte er. War da nicht was? Ihm schien, als ob hinter einem Baum eine Gestalt stand. Der Feldwebel gab dem Militärkraftfahrer Weisung zurückzufahren. Gefreiter Henniger stoppte und stieß mit dem Fahrzeug zurück. In diesem Moment schlugen auch schon die Kugeln aus einer automatischen Waffe ein. Genosse Henniger sank getroffen am Steuer zusammen. Geistesgegenwärtig griff der Feldwebel nach seiner Maschinenpistole und ließ sich aus dem Wagen fallen. Dann eröffnete er auf den Banditen das Feuer und machte ihn unschädlich. Gefreiter Rolf Henniger war tödlich getroffen worden. Genosse Henniger wurde postum zum Unteroffizier befördert und mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold und der „Artur-Becker-Medaille" in Gold ausgezeichnet.

Unteroffizier Rolf Henniger gab das Wertvollste, sein Leben, für den ersten deutschen Staat der Arbeiter und Bauern.

In der Kaserne des Grenzregimentes „Walter Junker" erinnert ein Gedenkstein an den unerschrockenen und treuen Grenzsoldaten.




**Leutnant LUTZ MEIER**

geboren 20. 10. 1948 ermordet 18. 1. 1972

# Ein vorbildlicher Leutnant

Alljährlich im Januar treffen sich im Harzkreis Wernigerode Hunderte Sportler, FDJ-Mitglieder, Grenzsoldaten, sowjetische Waffenbrüder und viele andere Bürger, um in einem sportlichen Wettkampf einen Helden unserer Tage zu ehren. Der „Leutnant-Lutz-Meier-Gedenklauf“ erinnert an den in treuer Pflichterfüllung an der Staatsgrenze der DDR zur BRD ermordeten Offizier der Grenztruppen der DDR.

Der am 18. Januar 1972 ermordete Leutnant war Sohn einer Arbeiterfamilie. Seine Wiege stand im Mansfeldischen, einem Gebiet, in dem die revolutionäre Arbeiterbewegung große Traditionen hat. 1948 geboren, zu einer Zeit, da die alten Herren des Mansfelder Kupferbergbaues und die Junker und Großgrundbesitzer von der vereinten Arbeiterklasse und den werktätigen Bauern schon entmachtet und davongejagt waren, eröffnete sich für den Arbeiterjungen Lutz Meier eine für ihn günstige Perspektive. Hier besuchte er die zehnklassige polytechnische Oberschule und erwarb sich eine solide Grundlage für seine Berufsausbildung.

Im Mansfeldkombinat „Wilhelm Pieck“ erlernte er den Beruf eines Elektromonteurs. So, wie schon in der POS zeigte Lutz Meier auch in der Berufsausbildung gute und sehr gute Leistungen. Er war ein guter Lehrling, fleißig, in der Arbeit sauber und exakt und gesellschaftlichen Problemen gegenüber aufgeschlossen. Seine politische Entwicklung verlief geradlinig: Thälmannpionier, FDJ-Mitglied und schließlich Kommunist. In seinem Betrieb hatten ihn die Genossen, als willkommene Verstärkung der Partei, in den kommunistischen Bund der Gleichgesinnten aufgenommen. In seinen freien Abendstunden studierte Genosse Meier und erwarb das Abitur. Doch seine politische Arbeit vernachlässigte er deshalb nicht. Immer war er dort anzutreffen, wo aktive gesellschaftliche Arbeit zu leisten war.

Sein Betrieb wollte diesen fleißigen und klassenbewußten Elektromonteur zum Studium an die Technische Universität delegieren. Durch die klassenmäßige Erziehung im Elternhaus und im Arbeitskollektiv beeinflußt, entschloß sich der junge Kommunist, Offizier der Grenztruppen zu werden, um die Errungenschaften des werktätigen Volkes mit der Waffe zu schützen. 1968 begann Lutz Meier sein Studium an der Offiziersschule der Grenztruppen der DDR, „Rosa Luxemburg“. Vom ersten Tage seines Dienstes an zeigte er vorbildliche Leistungen und wartete mit guten Lernergebnissen auf. In einem Brief wurden seine Eltern durch

den Vorgesetzten informiert, daß den Offiziersschüler Meier vorbildliche Leistungen auszeichnen. Dreimal konnte er an den Ehrenparaden in Berlin dabei sein. Jedesmal wurden seine dabei gezeigten Leistungen mit einem Dank im Befehl gewürdigt. An der Offiziersschule war er Mitglied der Parteileitung seiner Grundorganisation. Im Sommer 1971 wurde Lutz Meier zum Leutnant ernannt und in die Grenzkompanie Schierke versetzt. Hier führte er einen Zug. Das entsprach seinen Interessen und füllte ihn aus. Den Soldaten und Unteroffizieren war er ein strenger und gerechter Vorgesetzter. Er erzog sie zu standhaften Grenzsoldaten. Mit seinem Kampfkollektiv erzielte er in der Grenzsicherung, in der politischen und militärischen Ausbildung gute Ergebnisse.

Die Parteigrundorganisation hatte in ihm einen aufrechten, ehrlichen und parteilichen Mitstreiter, der kritisch und auch selbstkritisch zur Arbeit Stellung bezog. Bekam Genosse Meier einen Parteiauftrag, erfüllte er ihn termingemäß und ordentlich.

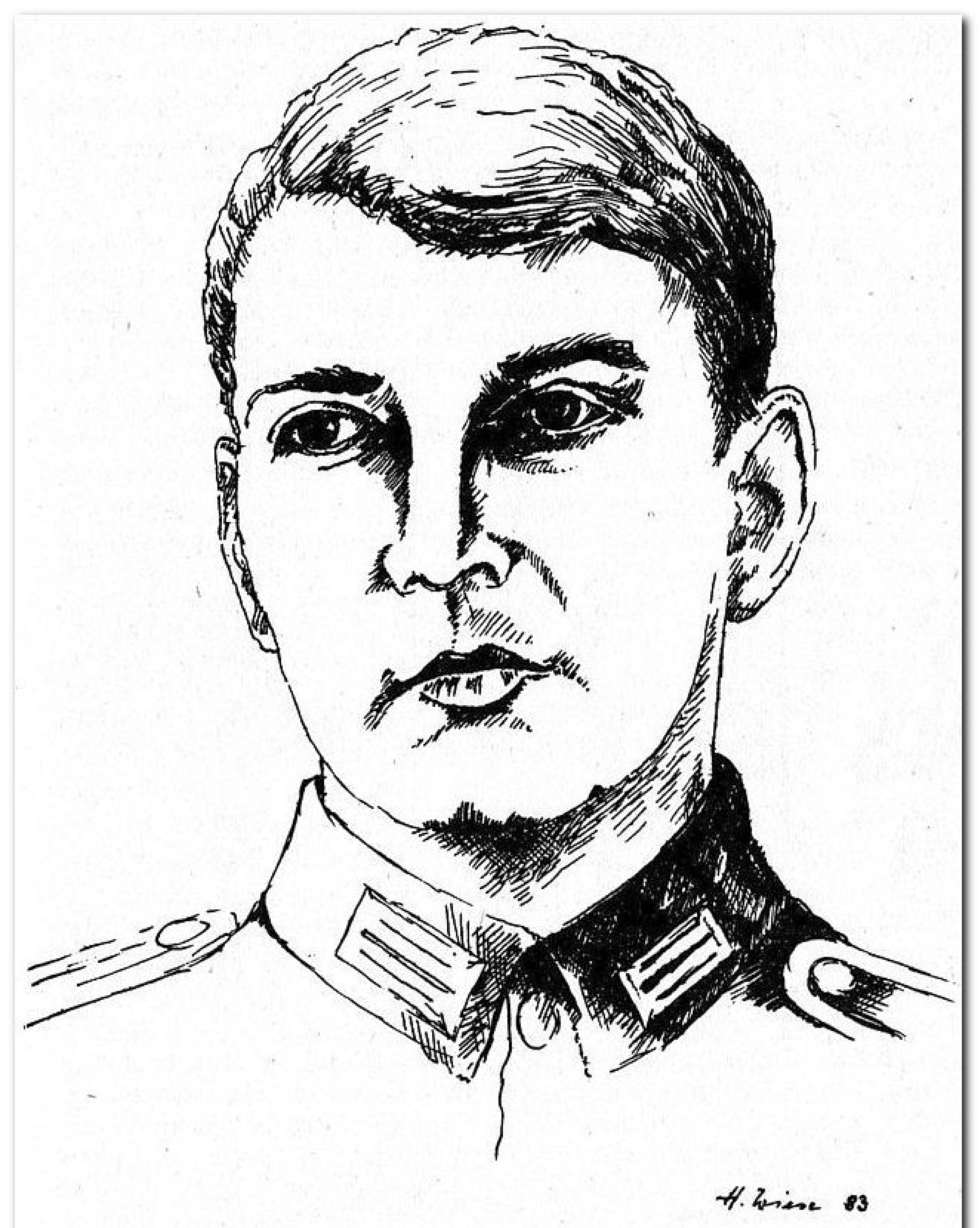
Leutnant Lutz Meier rechtfertigte das Vertrauen, welches in ihn gesetzt worden war. In sehr kurzer Zeit zählte er zu den besten Zugführern seiner Kompanie. Er hatte im Offiziersberuf eine Perspektive als Polit- und Parteikader vor sich. Am 18. Januar 1972 machte die Mordkugel eines gewissenlosen und brutal handelnden Verräters, hinterrücks abgefeuert, seinem Leben ein jähes Ende.

Am Tage der Beisetzung fand in seiner Grenzkompanie ein feierliches Meeting statt, dabei gelobten die Genossen: „Wir versichern unserer Partei- und Staatsführung: Unser Grenzabschnitt ist und bleibt für jeden Klassenfeind unantastbar. Wir erfüllen treu und diszipliniert unseren Fahneneid. Unter Führung unserer Partei rücken wir zur Erfüllung unseres Klassenauftrages noch enger zusammen und verstärken unsere revolutionäre Wachsamkeit!"

In Ahlsdorf, im Mansfelder Revier, fand am 22. Januar die bewegende Trauerfeier für Leutnant Lutz Meier statt. Der Chef der Grenztruppen, Generalleutnant Erich Peter, würdigte in seiner Rede die treue Pflichterfüllung, die Einsatzbereitschaft und die Vorbildlichkeit des Offiziers der Grenztruppen der DDR. Große Anteilnahme zeigte die Bevölkerung. Vertreter der Partei, der staatlichen Organe und gesellschaftlicher Organisationen, Delegationen seines ehemaligen Arbeitskollektivs und Genossen der Grenzkompanie gaben Genossen Lutz Meier das letzte Geleit.

Mit Abscheu distanzierten sich alle Anwesenden von dem feigen Mörder und seiner Hintermännern.

Der Mörder, ein gewisser Kinzel, fand Zuflucht in der BRD. Und wieder einmal stellten sich die Behörden dieses „Rechtsstaates" vor einen Verbrecher und bewahrten ihn vor gerechter Bestrafung.




**Unteroffizier KLAUS-PETER SEIDEL**

geboren 22. 10. 1954 ermordet 19. 12. 1975

## Blumen für den Mörder

Der Mörder Weinhold, der kriminell vorbelastet war und sich nach einer erneuten Straftat der Verurteilung zu entziehen versuchte, schoß aus dem Hinterhalt die Grenzposten nieder. Dann flüchtete er in die BRD.

Zwei junge, blühende Leben wurden ausgelöscht, weil ein kriminell mehrfach straffällig gewordenes Subjekt rücksichtslos und egoistisch für sich in Anspruch nahm, was jahraus und jahrein bundesdeutsche Massenmedien immer wieder suggerierten und letztlich zur Staatsdoktrin erhoben: Es sei „Recht", von „Deutschland nach Deutschland" zu gehen. Niemand könne das den „Deutschen im Osten" streitig machen, auch wenn sie sich dazu den Weg „freischießen" würden, also Meuchelmord begingen.

Erinnern wir uns: Als der Doppelmörder nach seiner Bluttat in der Bundesrepublik ankam, wurde er dort durch die einschlägigen Massenmedien als „Held" gefeiert.

Nach wie vor wird gegen alle Verträge und geltendes Völkerrecht die Staatsgrenze der DDR zur BRD laut Urteil des Bundesgerichtshofes – des höchsten Gerichtes der BRD – nicht als Staatsgrenze mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen anerkannt, sondern als eine Grenze wie die zwischen Bundesländern deklariert. Entsprechend „erging" es dem Doppelmörder Weinhold.

Nachdem er zunächst mit Billigung der Behörden untergetaucht war, mußte er auf Grund tausendfacher Proteste vor Gericht gestellt werden.

Die Bonner Justiz lehnte unter dem Einfluß revanchistischer und anderer reaktionärer Kreise das nach dem Völkerrecht normalste von vornherein kategorisch ab, nämlich, den Verbrecher dorthin auszuliefern, wo er seine Mordtat begangen hatte, in die DDR.

Der Prozeß selbst war, als er endlich in der BRD, in Essen, stattfand, eine Farce. Nicht der Mörder, sondern die Opfer waren schuldig. Dieses Verfahren endete mit einem skandalösen Freispruch. Neofaschisten, Revanchisten, Ewiggestrige aller Schattierungen brachen voller Genugtuung in Jubel aus. Weinhold wurde schließlich auf freien Fuß gesetzt. Um dem noch die Spitze aufzusetzen, erhielt er vor dem Gerichtsgebäude Blumen.

Eine ungeheure Protestwelle erhob sich daraufhin in der DDR und in vielen anderen Ländern. Auch in der BRD meldeten sich realistisch

Denkende. Diesem Druck mußten sich schließlich die bundesrepublikanischen Behörden beugen, und das hinderte die BRD-Justiz daran, die Mordsache Weinhold zu den Akten zu legen.

In einem erneuten Prozeß in der BRD, in Hagen, wurde dann Weinhold zu einer der Straftat wahrlich unangemessen geringen Strafe verurteilt, und zwar nicht wegen Mordes, sondern wegen Totschlages. Obwohl die Justizorgane der DDR lückenloses Beweismaterial für die Mordschuld des Täters vorlegten, obwohl BRD-Sachverständige die Beweise als absolut stichhaltig vor Gericht bestätigten, wurde der Mörder nicht als Mörder verurteilt. Obendrein ließ ihn das Gericht auf freien Fuß. Fünfeinhalb Jahre Freiheitsentzug war das allen rechtlichen Gepflogenheiten hohnsprechende Strafmaß. Auf Betreiben der demokratischen Öffentlichkeit der BRD mußte der Mörder dann seine Strafe antreten.

Später stellte sich das höchste Gericht der BRD wiederum vor den Meuchelmörder, indem es eine beantragte Revision des Hagener Urteils abwies. Die Richter kamen zwar nicht umhin, die lückenlosen Beweise der Rechtsorgane der DDR und die dadurch zweifelsfrei bewiesene Schuld Weinholds anzuerkennen. Sie räumten auch ein, daß das in Hagen ausgesprochene Strafmaß selbst für „Totschlag" eine „absolute Untergrenze" darstelle. Dann ließen sie aber ihre wahre Gesinnung erkennen, indem diese „Rechtssprecher" erklärten, in ihren Erwägungen über die Strafzumessung hätten sie „Rechtsfehler" nicht feststellen können, vielmehr müsse „der zeitgeschichtliche Zusammenhang zu einer Strafmilderung führen".

Mit anderen Worten heißt das: Die Ermordung von Grenzsoldaten, die ihren verantwortungsvollen Dienst zum Schutze ihres sozialistischen Vaterlandes versehen, ist für die BRD-Justiz kein Mord, weil ihr höchstes Rechtsorgan in völkerrechtswidriger und revanchistischer Anmaßung die Staatsgrenze der DDR nicht als Staatsgrenze anerkennt.

Dies alles nimmt nicht Wunder in einem Staat, wo SS-Mörder frei herumlaufen, wo ihre Nachfolgeorganisation HIAG von der Liste verbrecherischer Organisationen gestrichen wird und wo nach wie vor verbrecherische Anschläge gegen die Staatsgrenze der DDR als ehrenwerte Handlungen gelten.

Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß der Doppelmörder Weinhold vorzeitig aus dem bundesdeutschen Strafvollzug entlassen wurde.

Zwei junge DDR-Bürger, Grenzsoldaten, vorbildliche Mitglieder des sozialistischen Jugendverbandes wurden Opfer eines gemeinen Mordes.

Beiden bot unser Staat gesicherte Perspektiven und jederzeit soziale Geborgenheit. Mit ihrem patriotischen Dienst an der Staatsgrenze sorgten sie mit dafür, daß es immer so bleibt. Am 19. Dezember 1975 fand das abscheuliche Verbrechen statt. Nur wenige Tage zuvor hatte Gefreiter Klaus-Peter Seidel seine Eltern in Berlin besucht. Er hatte ihnen Weihnachtsgeschenke gebracht, über seinen Dienst erzählt und mit ihnen Pläne für seine Zukunft geschmiedet.

Klaus-Peter Seidel wurde 1954 in Weimar geboren. Nachdem seine Eltern nach Berlin verzogen waren, besuchte er hier die „Karl-Liebknecht-Oberschule" in Berlin-Schöneweide. Er war ein guter und fleißiger Schüler. Seinen Eltern bereitete er mit seinen Leistungen und seinem guten Betragen viel Freude. Schon als Schüler hatte er sich für das Bauwesen interessiert. Deshalb erlernte er den Beruf eines Baufacharbeiters mit Abitur im VEB Wohnungsbaukombinat Berlin. Gute fachliche Leistungen und ebensolche Lernergebnisse bescheinigten ihm seine Ausbilder. Wohnungen bauen, etwas Neues unter seinen Händen entstehen lassen, das befriedigte Klaus- Peter. Sein Wunsch war es, später einmal Architektur zu studieren. Alle Wege dazu standen ihm offen.

Nach erfolgreichem Abschluß der Berufsausbildung und dem Abitur wurde Klaus-Peter Seidel im November 1974 zum Wehrdienst zu den Grenztruppen der DDR einberufen. In der politischen und militärischen Ausbildung zeigte er vorbildliche Leistungen. Als Mitglied der FDJ leistete er eine aktive Arbeit im Jugendverband. An der Staatsgrenze erfüllte er diszipliniert und militärisch exakt alle ihm übertragenen Aufgaben. Sein guter Dienst bewog seine Vorgesetzten, ihm vorzeitig die verantwortungsvolle Aufgabe eines Postenführers zu übertragen.

Das ihm entgegengebrachte Vertrauen rechtfertigte Genosse Seidel jederzeit. Die Genossen seines Kollektivs schätzten an dem Postenführer die Aufgeschlossenheit, die Hilfsbereitschaft und die Konsequenz im persönlichen und militärischen Leben.

Gemeinsam mit dem Gefreiten Klaus-Peter Seidel war Jürgen Lange in dieser kalten Dezembernacht an der Grenze eingesetzt. Er war der Posten. Auch ihn trafen die Kugeln des Mörders aus dem Hinterhalt und setzten seinem Leben ein Ende.

Jürgen Lange entstammte einer Arbeiterfamilie aus Werdau/Sachsen. Hier verlebte er, der im Jahre 1955 geboren wurde, sorglose Tage der Kindheit. Er besuchte in seiner Heimatstadt die „Gerhart-Hauptmann-Oberschule". Jürgen war ein praktisch veranlagter Mensch. Er wollte



Unteroffizier **JÜRGEN LANGE**

geboren 8. 12. 1955 ermordet 19. 12. 1975

immer etwas Gegenständliches schaffen. So wählte er den Tischlerberuf, den er im VEB „Friedrich Fröbel" in Werdau erlernte. Während seiner Lehre wurde er von seinen Kollegen und den Ausbildern wegen seiner soliden handwerklichen Arbeit und seines Fleißes geschätzt. Ruhig und bescheiden erfüllte er alle Arbeitsaufgaben termingemäß.

Im Mai 1975 trat er seinen Ehrendienst bei den Grenztruppen der DDR an. Als Mitglied des sozialistischen Jugendverbandes war es für ihn selbstverständlich, auch die militärischen Pflichten eines Grenzsoldaten immer gut zu erfüllen. Schon in der Ausbildung zeigte er vorbildliche Leistungen, die er dann später im Dienst an der Grenze fortsetzte. Als Posten eingesetzt, strebte er danach, sich schnell zum Postenführer zu qualifizieren. Diszipliniert und genau befolgte er die ihm gegebenen Befehle und Weisungen.

Gefreiter Klaus-Peter Seidel und Soldat Jürgen Lange wurden vom Minister für Nationale Verteidigung postum zum Unteroffizier befördert. Für ihre vorbildliche Pflichterfüllung, getreu ihrem Fahneneid, wurden sie mit dem „Kampforden für Verdienste um Volk und Vaterland" in Gold ausgezeichnet.

Der Zentralrat der FDJ verlieh den beiden Mitgliedern des sozialistischen Jugendverbandes die höchste Auszeichnung, die „Artur-Becker-Medaille" in Gold.



Unteroffizier ULRICH STEINHAUER

geboren 13. 3. 1956 ermordet 4. 11. 1980

## Getreu dem Schwur

Exakt ausgerichtet standen die Kompanien des Grenzausbildungsregiments „Hans Coppi“ zur Vereidigung angetreten. Die Fahnen knatterten im Novemberwind des Jahres 1979. Die Vereidigung fand auf historischem, blutgetränktem Boden statt. Hoch ragt das Denkmal des antifaschistischen Widerstandskampfes der Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen ins Land.

Über den weiten Platz hallte laut: „Ich schwöre: Der Deutschen Demokratischem Republik, meinem Vaterland, allzeit treu zu dienen und sie auf Befehl der Arbeiter-und-Bauern-Regierung gegen jeden Feind zu schützen ...“

Unter denen, die hier ihren Fahneneid leisteten, war Soldat Ulrich Steinhauer aus Behrenshagen, Kreis Ribnitz-Damgarten. Der 23jährige Zimmerer von der Ostseeküste hatte sich fest vorgenommen, als Grenzsoldat sein Bestes zu geben. Diesem Vorsatz war er treu geblieben. In der militärischen Ausbildung zeigte er gute Leistungen. Danach wurde er in das Grenzregiment „Hanno Günther“ versetzt. Im Grenzdienst versah er seine Pflichten vorbildlich, so daß er bald in die verantwortungsvolle Funktion eines Postenführers eingesetzt werden konnte. Seine Beförderung zum Gefreiten und die Ernennung zum Postenführer waren ihm Anlaß, seine Leistungen in der politischen und militärischen Ausbildung weiter zu verbessern. Für seinen guten Dienst konnte er durch seine Vorgesetzten mehrmals belobigt werden. Fester Klassenstandpunkt und hohe Einsatzbereitschaft zeichneten Ulrich Steinhauer aus.

Am 4. November 1980 wurde durch einen gewissenlosen brutalen Verbrecher seinem jungen Leben ein Ende gesetzt. Der Mörder, ein gewisser Bunge, handelte meuchlings und hinterhältig. Er flüchtete nach seinem Verbrechen nach Westberlin.

Ulrich Steinhauer wurde 1956 in Behrenshagen im Kreis Ribnitz-Damgarten geboren. Gemeinsam mit seinen fünf Geschwistern verbrachte er eine glückliche Kindheit im Hause seiner Eltern Ursula und Hans Steinhauer. Die Eltern erzogen ihn zu einem ehrlichen, aufrechten Menschen. In Behrenshagen und später dann in Ribnitz-Damgarten an der „Rudolf-Harbig-Oberschule“ verbrachte er seine Schulzeit. Er war ein fleißiger und ordentlicher Schüler. Als Thälmannpionier war er sehr aktiv. Bescheiden aber tatkräftig, beharrlich und mit großem Fleiß löste er alle ihm übertragenen Aufgaben. Das galt auch für seine Lehre als Zimmerer im VEB

Landbau Ribnitz-Damgarten. Damit bereitete er seinen Eltern sehr viel Freude und erwarb sich die Achtung seiner Freunde und Kollegen.

Ulrich Steinhauer war ein Tierfreund. Manche Stunde seiner Freizeit verbrachte er bei seinen Tauben, die er züchtete. Dabei vernachlässigte er aber nicht die gesellschaftliche Arbeit. In der GST bereitete er sich zielstrebig auf seinen Wehrdienst vor. Ob im Arbeitskollektiv oder in der GST-Grundorganisation, man schätzte an Ulrich sein ruhiges, hilfsbereites und kameradschaftliches Wesen und seine ständige Einsatzbereitschaft. Er wuchs zu einem klassenbewußten Arbeiter heran. Ausgehend von dieser klassenmäßigen Haltung war es für ihn nicht schwer, als Grenzsoldat und Mitglied des sozialistischen Jugendverbandes seine ganze Persönlichkeit für die zuverlässige Sicherung der Staatsgrenze einzusetzen.

Sein gesamtes Auftreten und Handeln als Grenzsoldat war stets von dem festen Willen geprägt, den hohen Anforderungen des Fahneneides gerecht zu werden.

Für seine getreue militärische Pflichterfüllung wurde Genosse Steinhauer post mortem mit dem „Kampforden für Verdienste um Volk und Vaterland" und der „Artur-Becker-Medaille" in Gold geehrt und zum Unteroffizier ernannt.



**Fähnrich KLAUS-PETER BRAUN**

geboren 21. 10. 1958 ermordet 1. 8. 1981

# Mörder entgehen nicht der Strafe

Im Jahre 1958 erblickte Klaus-Peter Braun als einziges Kind des Arbeiterehepaares Magdalena und Bernd Braun in dem Bergarbeiterstädtchen Bleicherode das Licht der Welt. Geboren im ersten deutschen Staat der Arbeiter und Bauern, eröffneten sich für Klaus-Peter alle Perspektiven der Entwicklung. Von seinen Eltern – beide sind Mitglied der Partei der Arbeiterklasse – fortschrittlich erzogen, verlebte der lebenslustige Junge in seiner Heimatstadt eine frohe Kindheit. Als Schüler der Polytechnischen Oberschule war er wißbegierig und lernte fleißig. Seine Lehrer belohnten die guten Leistungen mit den entsprechenden guten Noten. Schon als Thälmannpionier war er in der gesellschaftlichen Arbeit sehr rege. Später im Jugendverband gehörte er zu den aktiven Mitgliedern. Aus diesem Grunde wurde er in die FDJ-Leitung gewählt. Da die Kaliindustrie das Antlitz von Bleicherode prägt, lag es für Klaus-Peter nahe, auch einen Beruf in diesem Industriezweig zu ergreifen. Im Herbst 1975 begann er seine Berufsausbildung als Bergbautechnologe im VEB Kaliwerk „Karl Liebknecht" Bleicherode. Seine Ausbilder hielten große Stücke auf den fleißigen und disziplinierten jungen Klaus-Peter. Nach einer zweijährigen Ausbildung schloß er mit „gut" ab.

In kommunistischem Geist im Elternhaus erzogen, widmete sich Klaus-Peter Braun beizeiten der vormilitärischen Ausbildung in der Gesellschaft für Sport und Technik. Hier bereitete er sich gründlich auf seinen späteren Wehrdienst vor. Auch im DTSB der DDR betätigte er sich sportlich. Seine Vorliebe gehörte den Crossläufen. Oft belegte er bei diesen sportlichen Wettkämpfen vordere Plätze. Dabei legte er Kampfeswillen und großen Ehrgeiz an den Tag.

In seiner Freizeit war Klaus-Peter meist in der Natur anzutreffen. Er begeisterte sich für die Jagd und wurde Mitglied einer Jagdgesellschaft. Klaus-Peter Braun war ein sehr kontaktfreudiger Mensch. Hilfsbereit und bescheiden trat er auf. In seinem Heimatort, wo er einen großen Freundeskreis hatte, und im Arbeitskollektiv wurde er sehr geachtet und war beliebt.

Durch seine aktive Arbeit in der GST und in vielen Gesprächen mit älteren, erfahrenen Genossen festigten sich der Willen und die Überzeugung, daß sein Platz in den bewaffneten Kräften der DDR sei. Er meldete sich freiwillig zum Dienst in den Grenztruppen der DDR und verpflichtete sich, als Berufsunteroffizier.

Im Herbst 1977 absolvierte er einen Unteroffizierslehrgang an der Unteroffiziersschule der Grenztruppen „Egon Schultz". Neben seiner politischen und militärischen Ausbildung machte er sich auch mit dem Leben und dem Kampf von Unteroffizier Egon Schultz bekannt, der in Ausübung seines Dienstes an der Grenze ermordet worden war. Genosse Braun nahm sich diesen Genossen zum Vorbild. Den Lehrgang schloß er erfolgreich ab. Im Grenzregiment „Willi Gebhardt" war er dann in den verschiedensten militärischen Funktionen als Vorgesetzter tätig. Er wurde als ein zuverlässiger und stets einsatzbereiter Genosse von den Vorgesetzten oft zur Lösung komplizierter Aufgaben an der Grenze oder im Hinterland eingesetzt. Vor allem in der Zusammenarbeit mit den Bürgern des Grenzgebietes erwarb er sich große Verdienste. Seine besondere Sorge galt den Unterstellten, wobei er sich mühte, sie zu klassenbewußten standhaften Grenzsoldaten zu erziehen.

Seine Aufgeschlossenheit gegenüber politischen Problemen, sein gefestigter Klassenstandpunkt und sein parteiliches Verhalten führten ihn 1980 in die Reihen der SED. Als Kommunist trat er stets vorbildlich auf.

Als im Juni 1981 sein Dienstort von einem schweren Unwetter heimgesucht wurde, war Feldwebel Braun einer der ersten, der tatkräftig an der schnellen Beseitigung der Unwetterschäden mitarbeitete. Dabei schaute er nicht auf die Uhr. Seine große Einsatzbereitschaft und seine aktive Mitarbeit im Grenzort wurde von den Bürgern hoch eingeschätzt. Im Ort war er vielen Menschen gut bekannt, nahm er doch hier auch an der gesellschaftlichen Arbeit regen Anteil.

In den Jahren seiner Zugehörigkeit zu den Grenztruppen wurde Feldwebel Braun mehrmals belobigt und ausgezeichnet. In seinem Dienst als Berufsunteroffizier an der Staatsgrenze sah er seine Perspektive. Er war verlobt und wollte im Herbst 1981 heiraten.

Am 1. August 1981 war Feldwebel Braun mit Höhne zum Grenzdienst eingesetzt. Während des Dienstes entpuppte sich Höhne als ein Verräter, der fahnenflüchtig werden wollte. Kaltblütig, brutal und ohne jedwede Hemmung schoß er den Feldwebel nieder und flüchtete nach dieser Bluttat in die BRD.

Wieder einmal entsprachen die Justizbehörden der BRD nicht dem Auslieferungsersuchen des Generalstaatsanwaltes der DDR. Entgegen allen internationalen Gepflogenheiten weigerten sie sich auch, die Aussagen des Täters und die Tatwaffe an die zuständigen Organe der DDR zu übergeben. Und wieder einmal stellten sich sofort die Behörden und vor allem die westdeutschen Massenmedien vor den Verbrecher. Sie



zeigten Verständnis für diese Mordtat und schenkten dem Mörder Glauben, der von einem „Gerangel" auf dem Postenturm zwischen dem Feldwebel und ihm faselte, wobei sich Schüsse gelöst hätten.

Als dem Auslieferungsersuchen der DDR nicht entsprochen wurde, verurteilte am 23. Juli 1982 das Militärobergericht Leipzig den flüchtigen Höhne in Abwesenheit wegen vorsätzlicher Tötung des Angehörigen der Grenztruppen Klaus-Peter Braun zu lebenslänglichem Freiheitsentzug. In einer öffentlichen Hauptverhandlung vom 19. bis 23. Juli vor dem 2. Militärstrafsenat des Militärobergerichtes Leipzig wurde zweifelsfrei nachgewiesen, daß Höhne am 1. August 1981 im Kreis Heiligenstadt Klaus-Peter Braun getötet hatte.

In der Beweisaufnahme – sie stützte sich auf kriminalistische Tatortbefunde, gerichtsmedizinische Sektionsergebnisse, Spuren und Beweisgegenstände, mehrere kriminaltechnische und gerichtsmedizinische Gutachten sowie zahlreiche Zeugenaussagen – wurde zweifelsfrei festgestellt, daß Höhne drei einzelne Schüsse auf sein Opfer abgegeben hatte. Diese, die vorsätzliche Tötung beweisende Tatsache, führte die Frage nach einem eventuellen Unfallgeschehen ad absurdum.

Die Beweisaufnahme stellte überzeugend den Tathergang fest und unterstrich die Katblütigkeit, Skrupellosigkeit und Brutalität, mit der Höhne sein Opfer vorsätzlich ermordet hatte.

Höhne hatte übrigens auf verschiedenen Wegen eine offizielle Ladung zum Prozeß in Leipzig erhalten. Der Verbrecher kam dieser nicht nach. Unsere Justiz hatte ihm, wie nach den Rechtsnormen üblich, das Recht auf Anwesenheit und Verteidigung eingeräumt. Sogar das Bundeskanzleramt der BRD bekam schriftlich eine Aufforderung zur Benachrichtigung und Einladung für Höhne.

Der Täter hätte sich auch in der ständigen Vertretung der DDR in der BRD zu den gegen seine Person erhobenen Anschuldigungen äußern können.

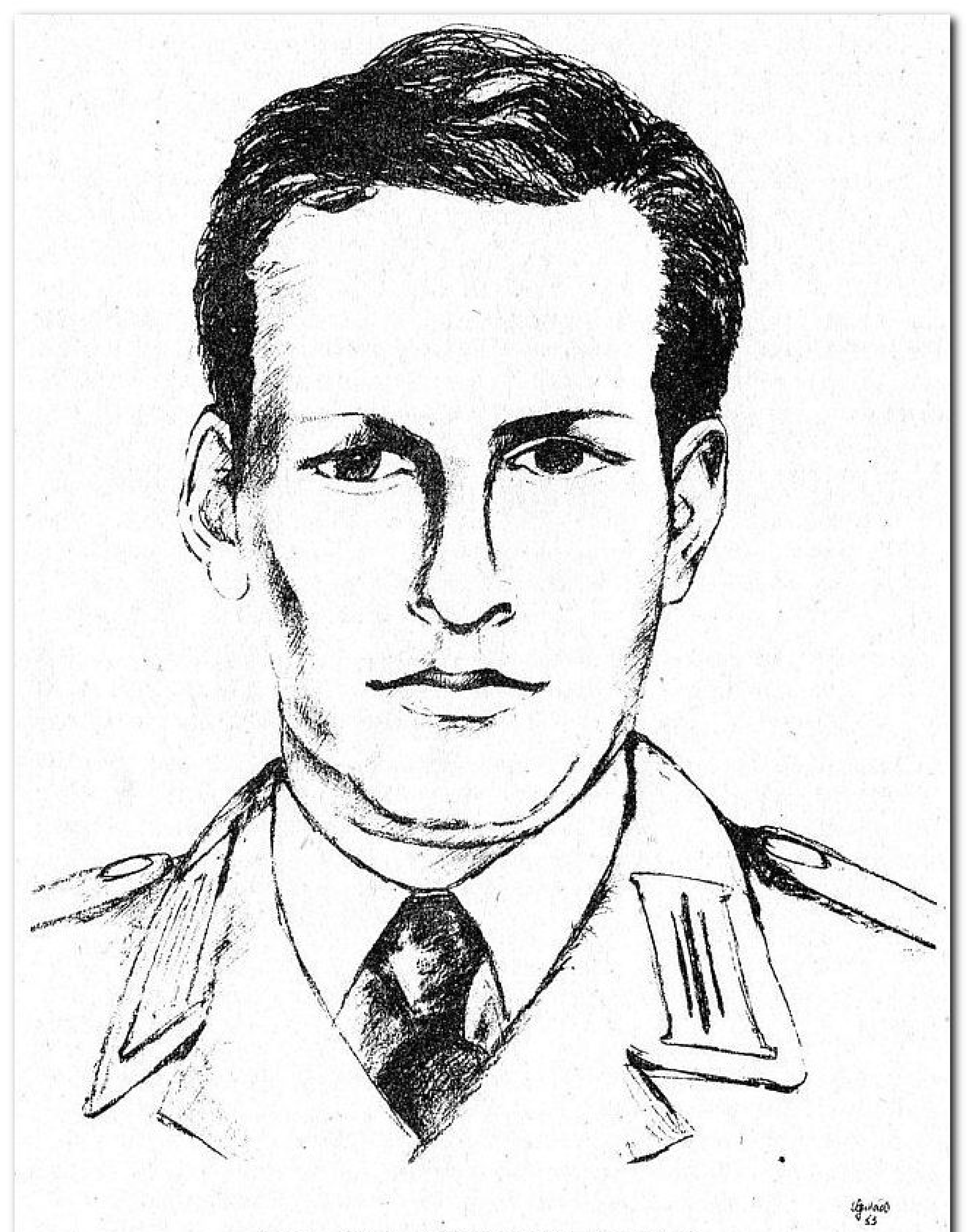
Nichts von alledem geschah. So wurde er in Abwesenheit rechtskräftig verurteilt. Höhne, auf den der Strafvollzug wartet, wohnt nun als verurteilter Mörder in der BRD. Das wird ihn nicht in Ruhe leben lassen.
Genosse Klaus-Peter Braun wurde post mortem mit dem „Kampforden für Verdienste um Volk und Vaterland" in Gold und vom Zentralrat der FDJ mit der „Artur-Becker-Medaille" in Gold ausgezeichnet. Er wurde postum zum Fähnrich ernannt.

Die Beisetzung in seiner Heimatstadt Bleicherode gestaltete sich zu

einer bewegenden Trauerfeier mit großer Anteilnahme der Bevölkerung. In strömendem Regen begleiteten Tausende den letzten Weg des Fähnrichs Braun oder standen Spalier. In den Gesichtern der Menschen wurde Schmerz über den Verlust deutlich.

Unter den Klängen von Chopins Trauermarsch und dem dreifachen Salut einer Ehrenformation der Grenztruppen der DDR nahmen seine Angehörigen, seine Genossen und die ehemaligen Arbeitskollegen und viele trauernde Bürger Abschied von dem teuren Toten.

„In dieser Stunde tiefsten Schmerzes verurteilen wir das heimtückische Verbrechen und fordern nachdrücklich die Auslieferung des in die BRD geflüchteten Mörders", sagte der 1. Sekretär der Kreisleitung der SED Nordhausen im Namen aller Anwesenden. An die Grenzsoldaten gewandt, betonte er, daß es für sie Verpflichtung sei, getreu dem Vermächtnis von Fähnrich Klaus-Peter Braun die sozialistischen Errungenschaften vor allen Anschlägen mutig und wachsam zu beschützen.



Unteroffizier EBERHARD KNOSPE

geboren 12. 5. 1958 ermordet 5. 5. 1982

## Ein aufrechter Sohn der Arbeiterklasse

Über den kleinen Friedhof des Ortes Gersdorf im Kreis Görlitz erklingt schmerzvoll und doch optimistisch die schöne Melodie des Liedes „Vom kleinen Trompeter". Diese Weise der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung wurde schon so manches Mal an der letzten Ruhestätte ermordeter Kämpfer der Arbeiterklasse gespielt. Und der Kämpfer, zu dessen Ehren und als letzter Gruß diese Melodie erklang, hörte zu Lebzeiten gern dieses Lied, nicht ahnend, daß es einmal an seinem Grabe gespielt würde.

Am 13. Mai 1982 wurde der Unteroffizier der Grenztruppen der DDR, Eberhard Knospe, in seinem Heimatdorf feierlich mit militärischen Ehren beigesetzt. Der Grenzsoldat war einem feigen, hinterhältigen Mordanschlag während seines Dienstes zum Schutze der Staatsgrenze zum Opfer gefallen.

Seine Eltern, die beiden Schwestern und weitere Angehörige, Vertreter der Partei und gesellschaftlicher Organisationen, der Staatsorgane, Arbeiter, Genossenschaftsbauern und Grenzsoldaten hatten sich eingefunden, dem teuren Toten die letzte Ehre zu erweisen. Viele der Anwesenden kannten Eberhard Knospe persönlich, viele von Kindesbeinen an. Ehemalige Mitschüler und Arbeitskollegen, Freunde und Kameraden der Freiwilligen Feuerwehr waren gekommen, dem Freunde, dem Genossen und Kameraden den letzten Gruß zu sagen. Schmerz und tiefe Trauer hatten die Gesichter gezeichnet. Vor ihren Augen stand der lebenslustige, bescheidene und immer hilfsbereite Eberhard; auch der verantwortungsbewußte, getreu dem Fahneneid handelnde Grenzsoldat. Aber auch Zorn über die feige Mordtat und Haß auf den Mörder und diejenigen, die ihre schützende Hand über ihn hielten, waren den Mienen abzulesen.

In Görlitz 1958 geboren, wuchs Eberhard Knospe gemeinsam mit seinen Schwestern im Elternhaus auf. Seine Mutter Hildegard und der Vater Erhard Knospe umsorgten die Kinder liebevoll und erzogen sie zu lebenstüchtigen und fleißigen Bürgern unseres Staates.

Eberhard besuchte in Gersdorf bei Görlitz von 1964 bis 1973 die Polytechnische Oberschule. Besonders gern hatte er die Fächer Werken und technisches Zeichnen. Das entsprach seinen Neigungen und war wohl später auch für seine Berufswahl ausschlaggebend. Er gehörte zu den aktiven Pionieren, auf die man sich verlassen konnte. Eberhard zeigte

schon damals eine große Einsatzbereitschaft bei gesellschaftlich nützlicher Arbeit. Im Jahre 1972 wurde er Mitglied der FDJ. Gemeinsam mit seiner FDJ-Gruppe organisierte er kollektive Arbeitseinsätze in der Kartoffelernte. Seiner Initiative war es mit zu danken, daß der Erlös aus den Einsätzen als Solidaritätsspende für das kämpfende Vietnam zur Verfügung gestellt wurde.

Das entsprach seinem Charakter, den Hilfsbereitschaft und Kameradschaftlichkeit kennzeichneten. Er war von Natur aus friedlich und gutmütig und bei seinen Lehrern und Mitschülern anerkannt und beliebt. In der Gemeinde schätzte man den Schüler, danach den Lehrling und später den Maurer Knospe.

Diesen Bauberuf erlernte er in der ZBO Landbau Görlitz, wo er nach erfolgreichem Abschluß der Berufsausbildung blieb. Sein Maurerbrigadier sagte: „Ausgehend von seinem ruhigen Charakter kann ich sagen, daß er für viele Brigademitglieder ein Vorbild war. Er leistete eine ausgezeichnete fachliche Arbeit und erfüllte alle Aufgaben. Man kann sogar sagen, ohne zu übertreiben, daß Eberhard in seinem Handwerk perfekt war. Grundlage für diese gute Arbeit war zweifelsohne seine positive Einstellung zur Arbeit selbst. Er arbeitete auch an Wochenenden im Dorf. Das war mit ein Grund dafür, daß Eberhard im Dorf sehr beliebt war. Für seine gute Arbeit wurde Eberhard als Bestarbeiter ausgezeichnet."
Eberhard Knospe entwickelte sich in seinem Arbeitskollektiv und unter dem positiven Einfluß des Elternhauses zu einem klassenbewußten Arbeiter. Neben seiner beruflichen Arbeit war er auch aktiv gesellschaftlich im Dorf tätig. Er war Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr. An jedem Dienst und an jeder Ausbildungsstunde nahm er teil. Sicher hat hier auch das Vorbild seines Vaters gewirkt, des langjährigen Mitgliedes der Feuerwehr. Eberhard war ein großer Naturfreund und Tierliebhaber. In seiner Freizeit züchtete er Sittiche und Fasane. Ein Schäferhund war sein treuer Begleiter und Freund.
Er hatte noch viel vor in seinem Leben. Er sollte das elterliche Grundstück übernehmen, welches er ausbauen wollte. Überhaupt hatte er zu den Eltern und seinen Schwestern ein enges und sehr herzliches Verhältnis.

Im Mai 1981 wurde Eberhard Knospe zu den Grenztruppen der DDR einberufen. Im Grenzausbildungsregiment „Martin Hoop" zählte er zu den Soldaten, die von Anfang an gleichbleibend gute Leistungen zeigten. Er ordnete sich sofort fest in das militärische Kollektiv ein und zeigte gute militärische Disziplin und hohe Einsatzbereitschaft. Der klassenbewußte junge Arbeiter wurde ein guter Soldat.

Seit dem Herbst 1981 war er an der Staatsgrenze im Grenzregiment „Neithardt von Gneisenau" eingesetzt. In seiner Grenzkompanie gewann Genosse Knospe schnell durch seine bescheidene, ruhige und hilfsbereite Art Anerkennung und Achtung. Ihn zeichneten vor allem beständig gute Leistungen aus. Schnell lebte er sich ein. Seine Vorbildlichkeit und Zuverlässigkeit ermöglichten es, ihn beizeiten als Postenführer einzusetzen. Stets rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen durch gute Wachsamkeit und vorbildlichen Dienst.
In seiner einjährigen Dienstzeit wurde Genosse Knospe viermal belobigt. Ein Zeichen seiner guten Qualifizierung war der Erwerb des Klassifizierungsabzeichens für Postenführer und die Schützenschnur. Außerdem trug er das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Silber und das Sportabzeichen in Gold.

In der FDJ-Grundorganisation der Grenzkompanie arbeitete er aktiv mit, wobei er sich der Gestaltung des kulturellen Lebens widmete.
Am 5. Mai 1982 war der Genosse Eberhard Knospe zusammen mit Klaus Decker zum Grenzdienst eingesetzt. Decker, der sich mit der verbrecherischen Absicht trug, Verrat zu üben und fahnenflüchtig zu werden, setzte seine schändliche Absicht mit Waffengewalt durch, indem er seinen Postenführer, Gefreiten Knospe, hinterrücks tötete. Danach floh er in die BRD.

Obwohl der Generalstaatsanwalt der DDR sofort ein Auslieferungsersuchen an die BRD richtete, wurde Decker nicht ausgeliefert. Auch wiederholten Anträgen zur Auslieferung wurde nicht Folge geleistet.
Ausgehend von international geltenden Rechtsnormen und Gepflogenheiten steht die DDR auf dem Standpunkt: Verbrechen, die in der DDR verübt werden, können auch nur durch DDR-Gerichte geahndet werden. Deshalb wurde im Mai 1983 vor dem 1. Militärstrafsenat des Militärobergerichtes Berlin ein Prozeß gegen den flüchtigen Täter durchgeführt. Der 1. Militärstrafsenat des Militärobergerichtes Berlin verurteilte am 17. Mai den flüchtigen Decker wegen Mordes an dem Unteroffizier der Grenztruppen der DDR Eberhard Knospe zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe. In der öffentlich geführten Hauptverhandlung wurde nachgewiesen, daß Decker am 5. Mai 1982 im Raum Sommersdorf, Kreis Oschersleben, den Unteroffizier Eberhard Knospe mit vier Schüssen aus einer Maschinenpistole vorsätzlich getötet hatte. Nach diesem Verbrechen flüchtete der Mörder unter Zurücklassung der Tatwaffe in die BRD.

Das Urteil gegen Decker stützte sich auf eine von hoher Wissenschaftlichkeit gekennzeichneten Beweisführung. Die vorliegenden kriminalistischen Tatortbefunde, gerichtsmedizinische Sektionsergebnisse, Spuren

und Beweisgegenstände, mehrere naturwissenschaftliche und gerichtsmedizinische Gutachten und Zeugenaussagen beweisen zweifelsfrei den Tathergang und die Kaltblütigkeit, mit der Decker sein Opfer vorsätzliche getötetet hat. Es wurde nachgewiesen, daß Decker aus geringer Entfernung mit Einzelfeuer vier Schüsse von hinten auf den Oberkörper seines Opfers abgegeben hatte, die unmittelbar zu dessen Tod geführt hatten. Die Heimtücke und die Hinterhältigkeit des gegen seine Person geführten Angriffs ließen dem Genossen Eberhard Knospe keine Möglichkeit der Verteidigung. Seine Dienstwaffe wurde gesichert und nicht durchgeladen unter seinem leblosen Körper aufgefunden. Damit wurde die von dem Mörder aufgestellte Behauptung, sein Opfer habe die Waffe zuerst auf ihn gerichtet und ihn somit bedroht, zweifelsfrei widerlegt. Das Militärobergericht folgte im Schuldspruch und in der Strafzumessung dem Antrag des Vertreters des Militäroberstaatsanwaltes und verdeutlichte, daß Mörder von Grenzsoldaten die verdiente Strafe trifft, auch wenn sie glauben, sich der Verantwortung entziehen zu können.

Auch in diesem Mordfall übte die BRD-Justiz eine Praxis, die gegen international geltendes Recht verstößt, nach wie vor Ausdruck der hartnäckigen Verfechtung völkerrechtswidriger Positionen ist und letzten Endes damit der Begünstigung und Inspiration weiterer schwerer Anschläge gegen die Grenztruppen der DDR dient.

In der BRD wurde Decker im Dezember 1982 widerrechtlich vom Landgericht Braunschweig wegen Totschlages zu einer skandalös niedrigen Strafe von fünf Jahren Jugendhaft verurteilt. Von dem Landgericht wurde das Verfahren in einer Art und Weise durchgeführt, die jeder rechtsstaatlichen Praxis ins Gesicht schlägt. Das Urteil stützte sich lediglich auf die Aussagen des Täters und auf Luftbildaufnahmen des Bundesgrenzschutzes vom Tatort. In diesem Zusammenhang einige Worte zu den in der BRD durchgeführten Prozessen, in denen Mörder von Angehörigen der Grenztruppen der DDR verurteilt wurden. Abgesehen von den hohnsprechenden, geringen Strafen, wurden die Mörder wegen Totschlages und nicht wegen Mordes bestraft. Es tut sich die Frage auf, warum werden überhaupt solche Verfahren inszeniert?

In der Vergangenheit konnten es sich die BRD oder auch Westberlin leisten, die Mörder straffrei ausgehen zu lassen, obwohl das schon damals ein grober Verstoß gegen geltendes internationales Recht war.

Jetzt existiert seit 1972 der Grundlagenvertrag zwischen der DDR und der BRD und seit 1975 die Schlußakte von Helsinki. Da kann es sich die BRD auf die Dauer nicht mehr leisten, solche Mörder generell vor Strafe

zu schützen, wenn ihnen auch ungeteilt die Sympathie des Klassenfeindes gehört. Die BRD und auch Westberlin müssen doch zumindest den Anschein der „Rechtsstaatlichkeit" wahren. Zum anderen wäre es dem internationalen Ansehen der BRD nicht förderlich, wenn die Bundesrepublik diese Mörder nicht ausliefern und vor Strafe bewahren würde, zumal jedes dieser Verbrechen und die dazu geübte BRD-Rechtspraxis international schon genug Aufsehen erregte.

Bei vollständiger und bewußter Ignoranz der tatsächlichen Lage – die völkerrechtlich anerkannte Existenz zweier voneinander unabhängiger souveräner deutscher Staaten – und im Sinne des widerrechtlichen revanchistischen Alleinvertretungsanspruches maßt sich die BRD-Justiz an, die Täter selbst zu verurteilen.

Dazu muß eindeutig festgestellt werden: In Übereinstimmung mit dem Völkerrecht, den internationalen Rechtsnormen und den üblichen Gepflogenheiten bleibt der Strafverfolgungsanspruch der DDR bestehen, auch wenn eine Verurteilung bereits in der BRD erfolgte. Die Mörder waren zum Zeitpunkt ihrer Verbrechen Bürger der DDR, deshalb unterstehen sie der Justizhoheit der DDR. Außerdem verübten sie ihre Bluttaten auf dem Territorium unseres Landes und rechtens ist, daß der Täter dort abgeurteilt wird, wo die Tat erfolgte.

In Würdigung seiner treuen Pflichterfüllung wurde Genosse Eberhard Knospe postum zum Unteroffizier ernannt und mit dem Kampforden „Für Verdienste um Volk und Vaterland" in Gold sowie mit der „Artur-Becker-Medaille" in Gold ausgezeichnet.

Im Mai 1983 trafen sich Grenzsoldaten aus dem Grenzregiment „Neithardt von Gneisenau", um in einem „Unteroffizier-Eberhard-Knospe-Gedenkmarsch" den ermordeten Genossen zu ehren. 10 Mannschaften stellten sich diesem militärischen Wettkampf. In einem 13 Kilometer langen Marsch, davon fünf Kilometer unter Schutzmaske, wetteiferten sie um die besten Ergebnisse. Danach mußten alle Mannschaften noch einen 1000 Meter-Lauf absolvieren. Vor Beginn des Wettkampfes gelobten die teilnehmenden Grenzsoldaten: „Dein Leben und Kampf, Eberhard Knospe, soll für uns, die heute hier stehen, um Dich zu ehren, Maßstab für unser eigenes Handeln und Auftrag für unseren Kampf sein." Der Marsch soll jedes Jahr im Mai stattfinden.

So wie hier lebt in allen Einheiten und Truppenteilen der Grenztruppen der DDR das Andenken an die an der Staatsgrenze ermordeten Grenzsoldaten. Ihr Vermächtnis wird überall, wo Grenzsoldaten stehen, ehrenvoll erfüllt.

In den Grenztruppen der DDR zu dienen, die solche Vorbilder soldatischen Denkens und Handelns hat, heißt, zu jeder Stunde die Staatsgrenze der DDR zuverlässig zu schützen.

Leben und Kampf der Genossen zu würdigen, die an der Grenze unseres Landes das Höchste gaben, was der Mensch besitzt, das Leben, gehört zu den unveräußerlichen revolutionären Traditionen der Grenztruppen.

Das verpflichtet, getreu dem Fahneneid zu dienen, bei der soldatischen Pflichterfüllung und im persönlichen Leben diesen Genossen nachzueifern und immer und überall so selbstlos zu handeln wie sie.
„Wo sie gefallen sind, stehen wir."

Was immer ich auch noch lerne,
Das bleibt das Einmaleins:
Nichts habe ich jemals gemeinsam
Mit der Sache des Klassenfeinds.

Bertolt Brecht

Die Grafiken gestalteten Mitglieder der Zentralen Arbeitsgemeinschaft „Bildende Kunst" der Grenztruppen der DDR.